



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

NEDL TRANSFER



HN 6ABZ G

C

59

7

KC18659

~~B116.~~

# Freund's politische Handbücher.

• Öffentliches Recht

und

öffentliches Leben in volkstümlicher Darstellung.

Band II.

*H. 27*

## Der Kampf

gegen die

# Socialdemokratie

von

Otto Ehlerz.



Breslau.  
Verlag von Leopold Freund.  
1890.

~~KC 18198~~  
KC 18659



*Corlidge*

# Inhalt.

	Seite
Geschichte des Socialismus . . . . .	8
Uebergang vom heutigen in den socialistischen Staat . . . .	25
Wie sieht der socialistische Staat aus? . . . . .	39
Kritik des socialistischen Staates . . . . .	44
Ist der Zustand im socialistischen Staat ein wünschenswerther? .	58
Gegenmittel . . . . .	62





Wenn die Bedeutung eines Gegenstandes darnach zu bemessen wäre, wie oft der Name desselben in der öffentlichen Diskussion, insbesondere in der Presse, genannt wird, so müßte der Socialismus etwas recht Bedeutendes sein. Es ist kein Öhrlein so klein, in das nicht der Ruf von dieser Sache gedrungen wäre. Nicht immer war es so. Wie ein biederer deutscher Dugendfürst einst die neue Mode des Reichsgedankens mit den Worten abzulehnen suchte: „Wi uns hett Bismard nix to seggen,“ so vertweigerten früher manche Kleinbürger, die fern ab vom Getriebe des großindustriellen Lebens saßen, dem Socialismus den Eintritt in ihren Ideentkreis. Wenn sie einmal das Wort „Socialdemokrat“ in den Mund nahmen, so geschah es im Wortwechsel mit Dritten und auch solchenfalls erst in einem Momente, wo das Verzeichniß der gewöhnlichen Beleidigungsausdrücke erschöpft war. Wir erinnern uns, daß vor mehreren Jahren ein Verein in einer kleinen Stadt das ihm von einem Redner gemachte Angebot eines Vortrages über Wesen des Socialismus mit einer gewissen Entrüstung und dem Bemerkten zurückwies, daß „gottlob in unserer Stadt noch keine Socialisten existiren und hoffentlich auch nie existiren werden.“ In den Augen dieser unbefangenen Leute lag der Socialismus so abseits vom Interesse der Allgemeinheit, daß sie als selbstverständlich voraussetzten, derjenige, welcher sich entschloß, über eine solche landfremde Sache zu reden, thue dies nur, um für dieselbe Anhang zu werben. Man sah auf einen Socialdemokraten mit denselben Empfindungen herab, mit welchen ein wohlsituirter Bauer etwa einen das Dorf besuchenden Kunstreiter betrachtet: man hält das Exemplar zwar für eine Art von Menschen, lehnt aber im Uebrigen jeden Schatten von Gemeinsamkeit mit ihm ab. Das hat sich gründlich geändert. Der Socialismus



hat sich allmählich so breit gemacht, daß alle Klassen der menschlichen Gesellschaft ihn als vollgiltige Ziffer in ihre Rechnung einstellen müssen.

Aber wie häufig auch das Wort Socialismus in heutiger Zeit gebraucht wird, über Wesen und Bedeutung desselben herrscht in weiten Kreisen eine wunderbare Unklarheit. Für Tausende, die den Ausdruck in den Mund nehmen und damit schon etwas Großes gesagt zu haben glauben, ist er nichts anderes als ein bequemes Schlagwort, welches zur rechten Zeit, wo Begriffe fehlen, sich einstellt. Das gilt nicht nur von den Gegnern, sondern auch von den Freunden des Socialismus. Es giebt auf dem weiten Erdenrunde keine Partei, welche unter ihren Anhängern so wenige Wissende, d. h. in die letzten Ziele des Partei-Programmes Eingeweihte, besitzt, wie die Socialdemokratie. Man fühlt das hier auch sehr wohl, und wie es menschliche Gewohnheit ist, sucht man den Mangel dadurch zu verdecken, daß man mit einer gradezu ermüdenden Zähigkeit für die Genossen das schmückende Beiwort „zielbewußt“ in Anspruch nimmt. Wir sind weit entfernt davon, zu behaupten, daß derjenige Theil der Arbeiterbevölkerung, der dem Banner der Socialdemokratie folgt, eine stumpfe Masse sei; daß die Partei zahlreiche intelligente Mitglieder besitzt, wird kein Vernünftiger leugnen. Aber ebenso wenig kann die Thatsache bezweifelt werden, daß die socialdemokratischen Stimmzettel, welche bei deutschen Reichtagswahlen die Urnen füllen, durchaus nicht als Bekenntnisse einer entsprechenden Anzahl überzeugter Socialisten zu betrachten sind. Von einem preussischen Minister stammt das Wort, daß die Socialdemokraten solche Arbeiter seien, welche nicht arbeiten wollen. Das Unzutreffende dieses gesuchten Witzes liegt auf flacher Hand. Dagegen kann man mit vollem Recht die Socialdemokratie als die Partei der Unzufriedenen bezeichnen. Das Band, welches die Mitglieder dieser Partei umschlingt, ist die Sehnsucht nach einer Besserung ihrer Lage. Neben der Socialdemokratie existiren andere Parteien, welche die gegenwärtigen Verhältnisse der Arbeiterbevölkerung für unzulänglich erklären und Reformen anstreben; aber sie halten bei aller Bereitwilligkeit, ein neues Gebäude zu zimmern, daran fest, daß das Fundament des Hauses das alte bleibe. Der Socialismus seinerseits erklärt Haus und Fundament für unbrauchbar und setzt sich dem-

gemäß in die schärfste Opposition zum Bestehenden. Damit erhält er für breite Schichten der unzufriedenen Bevölkerung etwas Verlockendes. Dieselben stimmen bei der Gelegenheit, wo der Staat sie zum Richterspruch aufruft, für den Socialismus — nicht deshalb, weil sie die in dämmernder Ferne liegenden Ziele genau erkennen oder gar billigen, sondern weil der socialdemokratische Stimmzettel den schärfsten Ausdruck der Opposition, den unverblümtesten Protest gegen die herrschende Staatspolitik bildet. Diese negative Seite des Socialismus hat für die unzufriedenen Gemüther einen Reiz, welcher die Frage nach dem positiven Inhalt des Socialismus als später zu erlebende Sorge in den Hintergrund drängt. Zu entschuldigen ist diese Unterlassungssünde zwar nicht, aber sie ist erklärlich. Jedenfalls ist sie bei Beantwortung der Frage, durch welche Mittel die Socialdemokratie zu bekämpfen sei, von erheblicher Bedeutung: sie eröffnet eine trostreiche Aussicht auf die Möglichkeit, der Ausbreitung der socialistischen Anhängererschaft mit den bewährten Waffen der Aufklärung und Belehrung beizukommen.

Auf den folgenden Blättern sollen der Socialdemokratie und dem Kampfe, welcher gegen sie geführt wird, einige Worte gewidmet werden. Von vornherein sei bemerkt, daß wir die Worte „Socialismus“ und „Communismus“ als gleichbedeutend betrachten. Man hat früher wohl den Communismus als das Mehr, den Socialismus als das Weniger aufgefaßt, aber diese Unterscheidung ist durch nichts gerechtfertigt. „Der moderne Socialismus“, meinte Liebknecht auf dem socialdemokratischen Kongreß zu Gotha, „will Aufhebung des heutigen Lohnsystems und damit Aufhebung des Privateigenthums an den Arbeitsmitteln. Das ist aber identisch mit Communismus.“



## Geschichte des Socialismus.

„Es giebt ein Buch“, sagt Zacharia, „welches die Jugend benutzen kann, um alt zu sein, das Alter, um jung zu bleiben: Die Geschichte“. Der Rückblick auf die Leiden und Freuden unserer Vorfahren bewahrt vor der verkümmerten Auffassung Ben Alibas, als sei alles schon dagewesen, als sei die Menschheit nicht im Stande, Neues zu erzeugen, sondern müsse sich mit der eintönigen Rolle des Wiederläuens begnügen; er bewahrt aber andererseits vor der Ueberhebung, als wäre die Erde in früheren Zeiten nur von Dummköpfen bewohnt gewesen. Es ist von Interesse, zu fragen, ob auch der Socialismus eine Geschichte habe. Erst wenn wir diese Erscheinung bis in ihre Anfänge verfolgen, gewinnen wir die nöthige Unbefangenheit zur Beurtheilung derselben; die phantastische Vorstellung, daß in der Lehre der Socialdemokratie ein neues Evangelium den Völkern gepredigt werde, verschwindet dann ebenso, wie die oberflächliche Annahme, daß die ganze socialdemokratische Bewegung eine künstliche Maché gewissenloser Agitatoren sei.

Der Socialismus will an die Stelle des heutigen Staates einen solchen setzen, in welchem der Einzelne seine Arbeit für die Gesamtheit leistet und von ihr dafür gelohnt wird, in welchem der Privatbesitz, die selbstständige Unternehmung verschwindet und von dem Communismus, der auf staatlichen Befehl und gemeinsames Risiko stattfindenden Gütererzeugung, abgelöst wird. Bestrebungen, welche darauf abzielten, einen derartigen Zustand ganz oder in einem Theile zu verwirklichen, hat es zu allen Zeiten gegeben.

Aus dem Alterthum ist uns Mancherlei überliefert, was socialistisch aussieht. In den kleinen griechischen Republiken, namentlich in dem Militärstaate Sparta, galt etwas, was einer socialistischen

Gesellschaftsverfassung ziemlich nahe kam. Das ganze Leben der Bürger wurde in Sparta von oben herab geregelt, ein Sondereigenthum an Gegenständen des Gebrauchs, wie Wagen, Pferde z., gab es nicht, die Grundstücke waren den Besitzern gleichsam nur zu Lehen gegeben u. s. w. Ein besonderes Interesse können die gesellschaftlichen Zustände dieser Miniaturstaaten allerdings nicht beanspruchen. Zu erwähnen ist nur, daß die halbsocialistische Verfassung des Aderbürgerstaates Sparta dem athenischen Philosophen Plato vorgezeichnet hat, als er in seinem Buche „über den Staat“ das Ideal eines socialistischen Gemeinwesens zeichnete. In dem Staate, welchen Plato zur Annahme empfiehlt, herrscht Gütergemeinschaft. Es lohnt nicht, des Näheren auf dieses Platonische Ideal einzugehen, es ist mit das Verfehlteste, was ein Mensch geschrieben hat. Es verliert schon dadurch den Anspruch auf den Begriff des Staates, daß die angeblichen Segnungen der Gütergemeinschaft nur bestimmten privilegierten Kasten (Beamten und Soldaten) zugänglich gemacht werden, während die Handwerker, Kaufleute, Bauern leben, wie sie wollen. Als Plato älter wurde, begann er übrigens selber an der Durchführbarkeit seines Idealstaates zu zweifeln. Er kam zu der Meinung, daß nur Götter und Göttersöhne, nicht aber Menschen sich in seine Einrichtungen fügen würden.

Was die Römer anbetrifft, so hatten sie von Haus aus gar keine Vorliebe für die socialistische Gestaltung des Lebens. Dieses Volk hat den Begriff des Privateigenthums in der ganzen Schärfe ausgebildet und in seinem Wirthschaftswesen zur Anerkennung zu bringen gesucht. Aber im römischen Reich bildeten sich mit der Zeit Verhältnisse heraus, welche die Gemüther dem Umsturz geneigt machten, und da laufen denn in den gewaltigen Zuckungen, die den Körper des Volkes hin und her warfen, socialistische Strömungen mit unter. So läßt sich in den Reformen, welche um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. die Volkstribunen Tiberius und Gaius Gracchus durchzusetzen strebten, an einigen Stellen eine socialistische Richtung nachweisen. Das Getreidegesetz z. B., welches in dem Programm der genannten Staatsmänner stand, traf die Bestimmung, daß jedem Bewohner Roms, der sich melden würde, monatlich eine gewisse Quantität Getreide zu sehr billigem Preise aus den Staatsmagazinen verabsolgt werde. Wenn der Staat heute zu der Rente eines jeden invaliden oder alters-

schwachen Arbeiters einen Zuschuß von 50 Mart gewährt, so mag diese Bestimmung nicht so wirr und unordentlich aussehen, wie das gracchische Getreidegesetz, aber im Grunde genommen sind beide Gesetze aus demselben Holze geschnitten. Sie wälzen eine wirtschaftliche Sorge von den Schultern des Einzelnen auf den breiten Rücken des Staates. Es wäre indeß falsch, in den Reformen der Gracchen, die in der Hauptsache auf die Schaffung eines selbstständigen Bauernstandes in Italien hinausliefen, nach bewußtem Socialismus zu suchen. Zwar tönt, wie ein moderner Schriftsteller sich pathetisch ausdrückt, aus der Gracchischen Bewegung schon der Menschheit ganzer proletarischer Jammer mit ergreifender Verständlichkeit an das Ohr des heutigen Fabrikproletariats herüber, aber die beiden Volksmänner dachten sicherlich bei ihren humanen Bestrebungen an kein socialistisches System. Ebenso wenig läßt sich das von den Männern behaupten, die in der Folgezeit den fiebern Körper des römischen Volkes dadurch zu heilen suchten, daß sie großartige Fütterungen auf Staatskosten organisirten. Man kann solche Experimente höchstens als entarteten Socialismus bezeichnen und hat nicht das Recht, das System des Socialismus mit diesen Caricaturen lächerlich zu machen. Denn im socialistischen Staate steht dem Rechte, sich vom Staate ernähren zu lassen, die Verpflichtung, für Staatsrechnung zu arbeiten, gegenüber. Die Weisheit der Römer aber gipfelte in dem Sage, daß man den einen Theil der Welt berauben müsse, damit es dem anderen wohlgehe.

Wir haben schon oben erwähnt, daß zu der Zeit, als die Socialdemokratie noch in verhältnißmäßig wenigen Exemplaren in der Welt umherlief, viele Leute eine höchst respectwidrige Vorstellung von einem richtigen Socialdemokraten hatten. Man dachte sich den Socialdemokraten als einen Menschen, der einen struppigen, meistens rothen Bart im Gesicht, einen schweren Knotenstock in der Hand, eine geleerte Schnapsflasche im Stiefel und den innigen Wunsch im Herzen hatte, alles zu „verungeniren“. Aus einer ähnlichen Auffassung heraus nannte man dann den berühmigten Catilina, der um das Jahr 63 v. Chr. in Rom eine Revolution anzuzetteln unternahm, einen römischen Socialdemokraten. Der Versuch, diesen römischen Rinaldo Rinaldini als vorzeitlichen Kollegen den Herren Nebel und Liebknecht anzuhängen, ist gewiß kindlich, aber man kann die heutigen Vertreter des demokratischen Socialismus nicht durchweg von dem Vorwurf frei-

sprechen, daß sie selber durch die Maßlosigkeit ihrer Reden, durch die Einstreuung von Drohungen und Verwünschungen gegen die besitzenden Klassen in weniger kritisch angelegten Naturen den Verdacht erregt haben, als seien sie Apostel des gewaltsamen Umsturzes. Die Form der catilinarischen Verschwörung erinnert unzweifelhaft an das Recept, nach dem manche modernen Socialisten ihre völlerbeglückenden Salben fabriciren. Die Rede, durch welche Catilina (nach der Ueberlieferung des römischen Schriftstellers Sallust) vor ungefähr 2000 Jahren die Agitation unter seinen Mitverschworenen betrieb und in letzteren das Bewußtsein ihrer Stärke zu erwecken suchte, ließe sich nicht übel als Leitartikel einer socialdemokratischen Zeitschrift der Gegenwart verwerthen. „So sind denn“, ruft Catilina, „Einfluß, Macht, Ehre, Reichthum allein in ihren (d. h. der Bourgeoisie) Händen, uns haben sie nichts übrig gelassen als Gefahren, Zurückweisungen, Prozesse und Armuth. Wie lange wollt ihr solchen Zustand noch dulden, ihr tapferen Männer? Ist nicht ein schneller Heldentod besser als ein elendes und schmachvolles Leben, wo man fremdem Uebermuth zum Spott dient? Doch nein, der Sieg ist in unserer Hand! Wir stehen in der Blüthe der Jahre, haben Kraft und Muth, jene dagegen sind alte Leute und über ihrem Reichthum verlehrt. Nur anzufangen gilt es; alles Uebrige wird sich von selbst geben. Denn wer, der wie ein Mann denkt, kann das ertragen, daß jene Reichthümer in Fülle haben, uns hingegen das Allernothwendigste fehlt? Daß sie Paläste an einander reihen, wir dagegen nichts haben, wo wir unser Haupt hinlegen sollen? Wenn jene ihr Geld auf die unvernünftigste Weise zum Fenster hinauswerfen, können sie doch mit aller Verschwendung ihren Reichthum nicht durchbringen. Wir aber haben: zu Hause Mangel, außer dem Hause Schulden, eine trübe Gegenwart und noch viel trübere Zukunft. Kurz, was bleibt uns übrig, als das elende Leben? Auf denn, erwachet! Seht ihr sie nicht dort, die Freiheit, die ihr euch so oft gewünscht habt, und dazu noch Reichthum, Ehre und Ruhm vor euren Augen ausgebreitet? Dies alles hat das Glück den Siegern zum Preise bestimmt. Unsere Lage, die günstigen Umstände, unsere Gefahren, unsere Armuth und die reiche Beute müssen euch mehr als meine Rede entflammen.“ Die Verschwörung des Catilina wurde bekanntlich durch die Wachsamkeit des Consuls Cicero vereitelt.

Das Alterthum mit aller seiner Weisheit ist nicht dazu gelangt, den Satz zur praktischen Anerkennung zu bringen, daß Arbeiten ehrenvoller sei als Müßiggang. Das Alterthum ist dürftig an Erfindungen auf gewerblichem Gebiete, in den vielen Jahrhunderten hat die Technik in der Herstellung von Waaren kaum bemerkenswerthe Fortschritte gemacht. Warum? Man hielt die Arbeit des Handwerkers für eines freien Mannes unwürdig. Alle jene Rorhphäen, Plato, Demosthenes, Cicero u. sind einander darin gleich. Nach Ansicht der Alten erzeugte Handarbeit slavische Gesinnung. In dem schon erwähnten Idealstaat des Plato wird das Schicksal der Gewerbetreibenden mit der größten Gleichgiltigkeit abgethan. „Ob die Schuhflider,“ meint Plato, „schlecht und verdorben werden und das nur scheinen, was sie sein sollen — das ist für den Staat kein Unglück.“ Die wirkliche Arbeit überließen die antiken Völker in der Hauptsache den Sklaven. Die Sklavenwirthschaft kennzeichnet das Alterthum und macht es unvergleichbar mit anderen Perioden der Geschichte.

Das Christenthum erklärte, daß man die Menschen nicht nach Geburt und Stand rangiren, sondern daß man sie an ihren Früchten erkennen solle. Aber die Ausführung, welche die christliche Idee der Gleichheit aller Menschen in der Wirklichkeit erhielt, war bis zum Ende des Mittelalters und darüber hinaus häufig das Gegentheil jenes Gedankens. Das Christenthum hat nicht verhindert, daß in Deutschland die große Masse der Bevölkerung, der Bauernstand, die Freiheit einbüßte und in den unwürdigen Zustand der Leibeigenschaft versank. Von Socialismus findet man in diesen Zeiten wenig. Zwar ziehen sich durch das ganze Mittelalter Bestrebungen, welche darauf abzielten, das Leben auf dem Fuße der Gütergemeinschaft einzurichten, Bestrebungen, die auch in geistlichen Orden, Brüderschaften, Secten zur praktischen Bethätigung gelangten; aber diese Einzelercheinungen, die sich meistens auf eine mißverständliche Auffassung von Bibelstellen gründeten, gewannen keine besondere Bedeutung.

Eine höhere Beachtung verdienen die communisticchen Versuche, welche im Zeitalter der Reformation das Licht der Welt erblickten. Sie knüpfen sich an die aufständischen Bewegungen, in welchen der Bauernstand den Druck der Adelsheerrschaft abzuschütteln suchte. 1524 brach im Schwarzwalde der grimmige Kampf aus, der Deutschland in seinen Grundfesten erschüttern sollte, der Bauernkrieg. Was die Bauern

ursprünglich verlangten und in ihrem Programm, den sog. zwölf Artikeln, zusammenfaßten, war nichts Unbilliges, nach unseren Begriffen völlig Berechtigtes. „In den Bauernartikeln,“ sagt Maurer, „haben die Bauern mehr praktischen Verstand und eine weit gründlichere Kenntniß der Bedürfnisse des Landes bewiesen, als alle damaligen Doctores der Rechte zusammen.“ Aber neben dieser maßvollen, lebendig die unerträglichen Mißbräuche in den agrarischen Einrichtungen bekämpfenden Bewegung der Bauern lief das unheimliche Thun und Treiben communistischer Weltbeglücker her, die an einzelnen Stellen die Oberhand gewannen und mit ihren Maßregelungen die Bewegung in ein Herrbild verwandelten. Einer der Bauernführer, Thomas Münzer, übrigens ein Mann, der an die Gerechtigkeit seiner Sache glaubte, richtete 1525 in einer Stadt Thüringens, in Mühlhausen, die Gütergemeinschaft ein. Zu seinen Füßen mußte jeder, was er an beweglichem Gut besaß, niederlegen; wer sich weigerte, das Seine herzugeben, dem wurde es genommen. Man lebte anfangs in Herrlichkeit und Freuden, man legte die Arbeit nieder und ergözte sich am Nichtsthun. Als die Vorräthe auf die Reige gingen, blieb nichts anderes übrig, als Raubzüge in die Umgegend zu veranstalten. Nach kurzer Dauer wurde dieser ausgeartete Communismus der Wiedertäufer von Mühlhausen in dem Blute der Schlacht bei Frankenhausen erstickt. Etwa ein Jahrzehnt später spielte sich in der westfälischen Stadt Münster der widerwärtigste Mißbrauch eines communistischen Gemeindelebens ab, der sich denken läßt. In dieser Stadt hatten die Wiedertäufer, an ihrer Spitze der Bäcker Johann Matthias aus Harlem und der Schneider Johann Bockholz aus Leyden, die Gewalt erlangt. Hier wurde der Communismus bis in das wahnsinnigste Extrem durchgeführt. Nachdem das Privateigenthum aufgehoben, die Vertheilung der gemeinsamen Güter organisiert, absolute Gleichheit proklamirt, die Denkmäler der Kunst vernichtet, alle Bücher den Flammen übergeben worden, schritt man zur Emanzipation des Fleisches, d. h. man führte die Vielweiberei ein. Johann Bockholz ging mit gutem Beispiel voran und steigerte die Zahl seiner Ehehälfen allmählich auf 17. Daß bei der wilden Wirthschaft in Münster nicht sofort alles brunter und drüber ging, daß sich zwei Jahre dieser unglaubliche Zustand — noch dazu bei dauernder Kriegsgefahr — hielt, erscheint auf den ersten Blick wunderbar. Aber das Band, welches das Unhaltbare so lange



zusammenschmiedete, war der religiöse Fanatismus. Ueber die exaltirte Menge herrschte Johann Bodhold, eben der Mann, der sich als Apostel der Freiheit und Gleichheit aufspielte, mit dem unerbittlichsten Despotismus. Ein ausgefuchtes Spionirsystem gab diesem Zwergsultan die Möglichkeit, diejenigen seiner Unterthanen, welche im Glauben wankend wurden, rechtzeitig niederzufäbeln. Mit der Zeit verfiel der König des communistischen Gemeinwesens in jenen Wahnsinn der Grausamkeit und Ausschweifung, aus dem heraus man sich die Thaten eines Nero zu erklären versucht. Man weiß, welches Ende der Schrecken in Münster nahm. Die Stadt wurde belagert, ausgehungert und gestürmt. Bodhold erlitt nach unendlichen Martern den Tod durch Hentershand.

Der berühmteste socialistische Schriftsteller jener Zeit war der Engländer Thomas Morus, Gesandter Heinrichs VIII., später Kanzler und Großsiegelbewahrer von England, gleich bekannt durch sein Buch über den Communismus, wie durch sein tragisches Ende als Märtyrer seines Glaubens. Das von ihm verfaßte Buch (1516 zu Löwen erschienen) war betitelt „Die beste Staatsverfassung und die neuentdeckte Insel Utopia“. In diesem Werk, welches, in fast alle Sprachen übersezt, eine außerordentliche Verbreitung fand, hat Thomas Morus das System des Communismus im großen Stil behandelt. Es ist einer der bedeutendsten, jedenfalls der interessanteste theoretische Versuch, die Gütergemeinschaft als lebensfähige Gesellschaftsordnung einer großen Nation darzustellen; es ist die Quelle, aus welcher nicht allein die Zeitgenossen des Verfassers, sondern ziemlich alle socialistischen Reformpolitiker seit dem 16. Jahrhundert mit vollen Händen geschöpft haben. Wir wollen deshalb etwas näher auf den Inhalt dieser socialpolitischen Schrift eingehen.

Auch Thomas Morus wurde durch die Unzulänglichkeit der ihn umgebenden socialen Verhältnisse auf den Gedanken geführt, daß mit der bestehenden Rechtsordnung nicht auszukommen sei. In den niederen Schichten der englischen Bevölkerung, so schildert Morus, herrschten damals Mangel und Elend; das Verbrechen des Diebstahls, dem so manche anheimfielen, wurde nach der unerbittlichen Justiz jener Zeit mit dem Tode geahndet. Der Stand der selbständigen Bauern wurde durch das in großem Maßstabe betriebene Güterausflachten decimirt. Der reiche Müßiggang lebte in Ehren, der Fleiß blieb arm und verachtet.

„Ist es aber gerecht,“ rief Morus, „daß ein Adliger, ein Bucherer, ein Mensch, der nichts oder nur Unnützes producirt, im Schoße der Trägheit oder leerer Beschäftigung ein glänzendes Leben führt, während der Tagelöhner, der Handwerker, der Adersmann in tiefem Elend leben und kaum das Nothdürftigste haben? Ist eine Gesellschaft nicht undankbar und unbillig, wenn sie ihre Güter an vornehme Müßiggänger oder an Producenten nichtsnutziger Dinge verschleudert, dagegen für den Köhler, den Fuhrmann, den Handarbeiter, ohne welche doch die Gesellschaft nicht bestehen kann, keine Theilnahme besitzt, vielmehr die Dienste dieser Personen, nachdem sie sie in grausamem Egoismus ausgenutzt hat, mit dem Hungertode belohnt? Ich sehe in den blühendsten Staaten, verzeihe mir Gott, nichts als eine Verschwörung der Reichsten, die unter dem stolzen Namen und Aushängeschild des Staates nur thun, was sie wollen.“ Um aus diesem unbegreiflichen Zustande, in welchem, wie Morus sich ausdrückt, „ein Reicher ohne alle Kenntniß, dumm wie ein Klotz und ebenso stumpf wie unmoralisch, eine Menge von unvernünftigen und tugendhaften Menschen in seiner Abhängigkeit hält“, mit einem Sprunge herauszukommen, muß man den Urgrund alles Uebels beseitigen, das Privateigenthum. „Solange das Privateigenthum“, sagt Morus, „das Fundament des gesellschaftlichen Gebäudes bildet, werden der zahlreichsten und schätzenswerthesten Bevölkerungsklasse nur Mangel, Kummer und Verzweiflung zu Theil werden.“ Thomas Morus schildert nun ausführlich einen Staat, in dem er sich communistsche Einrichtungen durchgeführt denkt. Er nennt ihn Utopia, d. h. Nirgendheim, einen Staat, der nirgendß existirt.

In Utopien ist allen alles gemeinsam. Um jedem Gedanken an einen persönlichen und unumschränkten Besitz vorzubeugen, wechseln die Städtebewohner alle 10 Jahre ihre Häuser mittels Ausloosung. Die Arbeit des ganzen Volkes ist von Staatswegen organisirt. Die materielle Beschäftigung dauert täglich nur sechs Stunden, die übrige Zeit gehört der vernünftigen Erholung. Aber in diesen wenigen Stunden wird genügend producirt, weil eben jeder arbeitet. In Utopien giebt es keine professionirten Müßiggänger, keine religiösen Tagesiebe, keine feiernden Edelleute, keine Taugenichtse in Livree, keine faulen Bettler. Nebenbei bemerkt, bezeichnet Morus auch die Beschäftigung der Frauen seiner Zeit als Müßiggang. In Utopien

wird durch große Magazine, Märkte, Schlachthäuser die Vertheilung der Bedarfsmittel besorgt. Man speist gemeinschaftlich zu dreißig Familien. Die Trompete verkündet die Stunde der Mahlzeit (ganz wie in unseren Kasernen). Mittags- wie Abendmahlzeit beginnen mit der Lecture eines moralischen Buches, doch wird nur ein kurzes Stück gelesen, damit die Sache nicht langweilig wird. Das Essen ist jeder zubereitet, die Utopier sind überhaupt verständige Epitüräer. Im Lande herrscht absolute Gleichheit. Die Städte sind genau nach demselben Plan angelegt, wer eine Stadt kennt, kennt alle. Die Utopier sind sämmtlich gleich gekleidet. Wenn sie arbeiten, tragen sie ein Kleid von Fell oder Leder. Ein solches Kleid, sagt Morus, kann 7 Jahre lang halten. Elegante Garderobe besitzt Niemand. Gold und Silber gehören zu den am meisten verachteten Gegenständen; man macht Spucknapfe und Aehnliches daraus. Diamanten und Perlen sind Spielzeug für kleine Kinder. Die Ehe ist monogamisch und schwer lösbar. In dieser Beziehung unterscheidet sich also Utopien nicht von den modernen Staaten. Aber die Ehen zwischen den utopischen Jünglingen und Jungfrauen werden nicht im Himmel, sondern einzig und allein von der Obrigkeit geschlossen. Wo im Staat die Bevölkerung dünn ist, wird von dem Ueberschuß reicherer Distrikte angesiedelt. Wenn Uebervölkerung in Utopien broht, so ordnet die Obrigkeit Auswanderung in Kolonien an. Ob diese Translokationen dem Einzelnen behagen, darnach wird nicht gefragt. Wer eine Reise machen will, hat obrigkeitliche Erlaubniß einzuholen. Den Tag der Rückreise setzt die Behörde fest. Wer ohne Paß ertappt wird, kann strengster Strafe gleich einem Verbrecher gewärtig sein. Es herrscht im Lande Religionsfreiheit, jeder kann glauben, was er will. Nur der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele ist obligatorisch.

So leben die Utopier in Friede und Eintracht. Morus hebt ausdrücklich hervor, daß es dort keine Advokaten gebe. Die Empfindung, welche alle durchdringt, ist der Gemeinsinn, die Nächstenliebe. Die Natur, sagen sie, hat allen dieselbe Gestalt verliehen, sie erwärmt alle in gleichem Grade, sie umfaßt alle mit derselben Liebe. Die Natur fordert alle Menschen auf, sich gegenseitig zu helfen und gemeinschaftlich das Freudenfest des Lebens zu feiern.

Mit den Mitteln, über welche das Genie gebietet, sucht Thomas Morus den Staat der Utopier als einen Ort der Glückseligkeit, das

Leben der Bewohner als ein Dasein der Zufriedenheit hinzustellen. Man glaubt im ersten Moment eine in Sonnenschein getauchte Landschaft zu erblicken, bevölkert von frohen Menschen. Aber bei näherem Zusehen verfinstert sich das Bild. Morus erkannte klar, daß für eine communiftische Gemeinschaft die erste Bedingung eine unumschränkte Centralgewalt sei. Er bekleidete deshalb die Staatsbehörde sozusagen mit Allmacht. Ein Zwang sondergleichen regelt das Thun und Treiben des Volkes. Die freie Selbstbestimmung ist mit Stumpf und Stil ausgerottet. Wo man wohnen, was man essen, wo und was man arbeiten, wohin man wandern, wen man heirathen, sogar wann man zu Bett gehen soll, alles bestimmt unfehlbar die Obrigkeit. Der Einzelne ist nichts als ein kleines Rad in der Maschine, ein Automat ohne selbstständige Bewegung, ohne Freiheit, ohne Willen. Wahrlich, in ein Leben der drückendsten Knechtschaft und tödtlichen Einförmigkeit würden sich diese Utopier, wenn sie gelebt hätten, gebannt haben. Ein wunder Punkt des ganzen Systems ist, daß Morus die Sklaverei in seinem Staate beibehält. Die Utopier, welche Verbrechen begehen, und die Kriegsgefangenen tragen die Sklavenkette. Daß Morus, der über die meisten Schwächen seines Jahrhunderts bis zu einem bewundernswerthen Grade erhaben ist, gleichwohl dem würdelosen Institut der Sklaverei nicht entsagt, erklärt sich aus dem Gesichtspunkte des Nothbehelfs. Morus bedarf der Sklaven für die Besorgung der beschwerlichsten und schmutzigsten Arbeiten, die in jedem Staate nun einmal gethan werden müssen, indeß in einem Staate der Gleichheit gerechter Weise keinem Bürger zugemuthet werden dürfen. Da ihm aber die Sklaven nicht ausreichend erscheinen, so erfindet Morus für seinen Staat eigens eine Art von Mönchen, eine Klasse sonderbarer religiöser Schwärmer, die sich ein Vergnügen daraus machen, für ihre Mitmenschen niedere Dienste zu leisten und abstoßende Arbeiten zu übernehmen.

Die Utopia des Thomas Morus hat zahlreiche Nachahmungen gefunden. Es lohnt nicht, auf diese Staatsromane im Einzelnen einzugehen: es ist mit unbedeutenden Abweichungen immer dasselbe Lied.

Wenn man die Idee des Socialismus durch die Zeiten der griechischen und römischen Culturwelt bis auf das Jahrhundert der Reformation verfolgt, so sieht man, daß, wo und wie immer praktischer oder theoretischer Socialismus auftrat, diese Strömungen sich in

Chlers, Der Kampf gegen die Socialdemokratie. 2

engeren Grenzen hielten, daß die Kämpfer für Gütergemeinschaft in verhältnißmäßig geringer Zahl erstanden. Bis zum Beginn der neuesten Zeit, die wir von dem großen Ereigniß der französischen Revolution datiren, glimmt der Socialismus unter der Asche. Von da ab nimmt die Bewegung einen Aufschwung, die Funken werden zur Flamme.

Den Uebergang vom älteren zum neueren Socialismus vermittelt der Mann, welcher mehr als jeder andere der geistige Urheber der französischen Revolution genannt werden kann, Jean Jaques Rousseau. Er war kein Socialist in des Wortes eigentlicher Bedeutung, d. h. er hegte nicht die Zuvorsicht, daß durch die Beseitigung des Privateigenthums und Einführung gemeinsamen Besizes eine Reform der menschlichen Gesellschaft herbeigeführt und Noth und Elend aus der Welt geschafft werden könnten. Aber seine Schriften bildeten für diejenigen, welche in den historisch gewordenen Staatseinrichtungen die Quelle des Uebels sahen, keine schlechte Fundgrube. Hier mag die berühmte Stelle aus seiner Abhandlung über die Ungleichheit citirt werden, in der er das Verdammungsurtheil über das Privateigenthum und die darauf begründete Gesellschaftsordnung fällt. Sie lautet:

Der erste Mensch, welcher ein Stück Feld umzäunte und zu den anderen sagte: „Das ist mein“, und Leute fand, die einfältig genug waren, ihm dies zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege und Morde, wie viel Elend hätte der nicht dem Menschengeschlechte erspart, der die Zaunpfähle ausgerissen oder die Gräben wieder zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: „Glaubt diesem Betrüger nicht; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Erde keinem allein, die Früchte allen gehören.“

Wie bemerkt, Rousseau war kein bewußter Communist. Ein Zwiespalt geht durch seine socialen Theorien. Er sagte: das Eigenthumsrecht ist ein furchtbares Uebel, aber er ging nicht soweit, zu sagen: schafft es ab. Die Frage nach der Berechtigung des Privateigenthums begann seitdem in Frankreich die Gemüther in ausgedehntem Maaße zu beschäftigen. Immer zahlreicher wurde die Schaar derjenigen, welche gegenüber jener fundamentalen Einrichtungen eine

feindliche Stellung einnahmen. Die ganze öffentliche Meinung war schließlich von Mißtrauen gegen das Privateigenthum und die aus dem Eigenthum fließenden Rechte durchtränkt. Der Staatsminister Nader, ein gemäßigter Mann, wiederholte die Anklagen, die Rousseau gegen das Eigenthumsrecht geschleudert hatte, und Mirabeau, doch auch kein Radicaler, meinte, es entspräche dem natürlichen Rechte, daß von dem Moment ab, wo der Ackerbauer die Frucht seiner Arbeit geerntet habe, der Grund und Boden zum allgemeinen Besitz zurückkehre und wiederum gemeinsames Eigenthum aller Menschen werde.

Im Laufe der französischen Revolution wurde eine Reihe von Maßregeln durchgeführt, die auf eine Vermögensausgleichung abzielten. Einige dieser Maßregeln, wie die Güterconfiscationen, die Aufhebung der Testamentsfreiheit, die Zwangsanleihen, die Besteuerung der Reichen u., hatten eine socialistische Tendenz. „Der Ueberfluß ist ein Verbrechen“, sagte Saint-Just, „es darf weder Arme noch Reiche geben.“ Alles aber, was während dieser Zeit an Versuchen zur Umgestaltung der Gesellschaftsverfassung unternommen wurde, ließ ein Mann hinter sich, den man als den verwegendsten aller Communisten, die je gelebt, bezeichnen muß, Gracchus Babeuf. Was ihm vorschwebte, war ein Communismus, wie ihn radicaler auch der eingefleischteste Theoretiker nicht auszutiteln vermöchte. Gleichheit der Rechte für alle, Gleichheit des Besitzes, Gleichheit der Bildung, gemeinsame Arbeit, gemeinsamer Genuß — darauf lautete sein und seiner Genossen Programm. „Wir wollen die wirkliche Gleichheit oder den Tod. Mögen alle Künste zu Grunde gehen, wenn uns nur die wirkliche Freiheit bleibt.“ Babeuf suchte auf dem Wege der Gewalt seine Ideen zu realisiren. Es gelang ihm, eine umfassende Verschwörung in Scene zu setzen. 17 000 Mann, größtentheils in den Waffen geübt, standen ihm zu Gebote; alles war geschickt vorbereitet und vorbedacht — da wurde die Verschwörung verrathen. Babeuf, zum Tode verurtheilt, starb mit dem Muth eines Fanatikers. Das war im Jahre 1796.

In der Folgezeit, während Napoleon I. die Welt in Athem hielt, hatte man für socialistische Träumereien wenig Zeit. Als später in dauerndem Frieden Handel und Wandel erstarkten und die Großgewerbe sich entfalteten, hob der Socialismus wieder sein Haupt.

Er hat seitdem auch äußerlich festere Formen angenommen und sich zu Parteien öffentlich organisiert. Skizziren wir den modernen Socialismus in einigen Strichen.

Seine zahlreichsten Vertreter fand der Socialismus in Frankreich. Da war Saint-Simon († 1825), der die Behauptung aufstellte, daß Frankreich ein Menschenalter hindurch Noth leiden würde, wenn seine ersten Künstler und Gelehrten plötzlich wegstürben, daß aber durch den Verlust der oberen Zehntausend — durch den Tod des Bruders Sr. Majestät des Königs, der Herzoginnen von Angoulême, Berry, Orleans und Bourbon, durch das Wegsterben aller Kronbeamten, Staatsräthe, Marschälle, Cardinäle, Bischöfe und Präfecten, sowie der reichsten, den größten Aufwand machenden Bourgeois — nur das Herz, nicht das Interesse Frankreichs verwundet werden würde. Der Klasse der Arbeiter, welche die wichtigste im Staate sei, habe man die letzte Stelle angewiesen. Das Hauptmittel, diese Unnatur zu beseitigen, besteht nach Ansicht der Anhänger Saint-Simons in der Aufhebung des Erbrechts. Früher erbten auch die Aemter u. fort; diese Erblichkeit ist im Interesse der menschlichen Gesellschaft beseitigt worden. Man muß weiter gehen und das Erbrecht überhaupt abschaffen. Der Staat tritt als Erbe ein und giebt die Güter an diejenigen, welche den besten Gebrauch davon machen werden. Wie allerdings der Staat diese Leute herausfinden soll, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit. Um dieselbe Zeit trat in Frankreich ein Mann auf, der kein gewöhnlicher Kopf war, aber eine Phantasie entwickelte, die das Maß des Erlaubten bedenklich überschreitet, Charles Fourier. Er schlug vor, die Menschen sollten sich zu Genossenschaften von etwa 2000 Köpfen (sogenannte Phalansterien) vereinigen und innerhalb dieser künstlichen Städte gemeinsam arbeiten und sich gemeinsam amüsiren. Die Regelung der schwierigen Sache erfolgt ohne Zwang, ganz von selber, die Arbeit ist dort ein Vergnügen. Dann wird allmählich das goldene Zeitalter herannahen, die Schiffe werden von Walfischen gezogen werden und das Meer wird wie Limonade schmecken. Eine zweifelhafte Hilfe erstand dem Socialismus in der wissenschaftlichen Thätigkeit Proudhons. Dieser Franzose veröffentlichte 1840 eine Abhandlung unter dem Titel: „Was ist das Eigenthum?“ Die Antwort, welche er gab, lautete: „Eigenthum ist Diebstahl.“ Proudhon war sehr stolz auf diese

Definition, von der er irrthümlich annahm, sie sei sein ureigenes Werk. „In tausend Jahren“, rief er, „werden nicht zwei solcher Worte gesprochen wie diese. Ich habe kein anderes Gut auf der Welt, als diese Definition des Eigenthums, aber sie ist mir mehr werth und theurer als die Millionen Rothschilds, und ich wage es zu behaupten, daß sie das wichtigste Ereigniß ist unter der Regierung Louis Philipps.“ Nichtsdestoweniger erklärte er, daß er den Communismus verabscheue, und bekämpfte ihn mit glänzenden Argumenten. Seine positiven Leistungen sind gleich Null. Anders steht Louis Blanc da mit seiner „Organisation der Arbeit“ (1841). Er will die Macht des privaten Capitals, die darin sich zeigt, daß bei herrschender Concurrenzfreiheit der Starke den Schwachen unterdrückt, durch die Macht des Staatscapitals brechen, also den Teufel durch Beelzebub vertreiben. Der Staat soll allmählich die Production auffangen und die Privatunternehmer todt machen. Der Staat aber, so demonstirte Louis Blanc weiter, wird den Besitzlosen, den Arbeitern, erst zu Hilfe kommen, wenn diese die politische Macht gewonnen haben werden. Das war ein reales Programm, und hier konnten die Arbeiter auf Unterstützung bei dem demokratischen Bürgerthum, welches ebenfalls politische Reformen wollte, rechnen. Die verbündeten Unzufriedenen stürzten im Februar 1848 das Königthum, und nun, nachdem Louis Blanc in die Regierung eingetreten und damit seine Partei ans Ruder gekommen war, bot sich Gelegenheit, das Programm auf die Probe zu stellen. Aber Louis Blanc's Dekrete erwiesen sich als unpraktisch, und die Lage der Arbeiter wurde, weil in der unruhigen Zeit Handel und Wandel stockten, immer schlechter. Da beschloß die Regierung die Gründung von Nationalwerkstätten (ateliers nationaux), d. h. sie fing an, die beschäftigungslosen Arbeiter in den Fabrikstädten auf Staatskosten zu beschäftigen. Ehrlicher Weise darf man dieses Experiment, das völlig mißglückte, nicht als Beweis für die Unrichtigkeit der Louis Blanc'schen Ideen anführen, denn der ganze Versuch war nicht ernst gemeint; er war das Aushilfsmittel, welches man im Eifer des Gefechts gegenüber einem drohenden Proletarierhaufen ergriff. Immerhin ist es von Interesse, etwas über die Mitglieder dieser Ateliers zu hören. „Ihre Arbeiten bestanden,“ wie ein Augenzeuge erzählt, „in Erdbumschaufeln, Dammaufwerfen, Straßenausbessern, Abbürsten von Brückengeländern und Laternenständen, die der Regen



fast alle Tage blank wusch und derlei spöttischen Verrichtungen. Die Hauptbeschäftigungen waren indessen Karten- und Stöpselspiel.“ Die Zahl der auf Staatsbeschäftigung dieser Art eingeschriebenen Arbeiter war im Juni 1848 auf mehr als hunderttausend gestiegen; der tägliche Lohn betrug 2 Francs. Inzwischen war der Regierung die Sache unheimlich geworden, aber als sie derselben ein Ende machen wollte, brach in Paris die Straßenschlacht aus, die vom 23. bis 26. Juni dauerte und mehr als 10 000 Menschen das Leben kostete. Der Kampf endete mit der gänzlichen Niederlage der socialistischen Partei. Als kurze Zeit darauf ein Bonaparte die Zügel der Regierung ergriff, pathetisch verkündete: Frankreich verlangt vor allem anderen Ruhe! und mit eiserner Faust dieser seiner Erklärung Nachdruck verlieh, da war es bis auf Weiteres mit der socialistischen Propaganda vorbei. Erst in den sechziger Jahren sammelten sich allmählich wieder die zerstreuten Truppen. In der Revolution, die nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft in Paris ausbrach (Pariser Commune), traten unklare Forderungen socialistischen Inhalts zu Tage, aber das treibende Element jenes blutigen Aufstandes war nicht der Socialismus.

England liefert zu der Geschichte des Socialismus nur geringe Beiträge. Der englische Arbeiter ist nüchterner und praktischer als sein französischer College. Die starke Entwicklung, welche die auf das Princip der Selbsthilfe gegründeten, antisocialistischen Gewerbevereine hier nahmen, ließ die socialistische Agitation nicht zu Athem kommen. Zwar erschallt aus den Reihen der Socialisten in neuester Zeit wiederholentlich das Triumphgeschrei, daß jetzt die Socialdemokratie auch den englischen Boden zu erobern im Begriff sei, aber diese Siegesrufe scheinen weniger die Befriedigung über gewonnenes Terrain, als die Anfeuerung für noch zu leistende Werbearbeit zu bedeuten. Es wird lange dauern, ehe die Socialdemokraten an England eine ungemischte Freude erleben.

Was Deutschland anbelangt, so gab es hier in den nächsten Jahrzehnten nach den Freiheitskriegen keine socialistischen Strömungen, die der Beachtung werth wären. Selbst im Jahre 1848 schenkte das Volk den socialistischen Lehren fast gar keine Aufmerksamkeit, die politisch-nationalen Ziele nahmen jedwedes Interesse gefangen. Die socialdemokratische Bewegung kam erst in den sechziger Jahren zur Geltung. Sie knüpft sich vorzugsweise an die Namen zweier Männer:

Lassalle und Marx. Ferdinand Lassalle († 1864), ein Mann von großartiger Begabung, dem man mit Recht auf den Grabstein geschrieben hat, daß er ein Denker und Kämpfer gewesen sei, ist der Apostel der deutschen Socialdemokratie. Was er vorschlug, war nicht viel anderes, als das Project Louis Blanc's. Die Selbsthilfe vermag nicht das Schicksal des Arbeiters aus dem Elend emporzuheben; der Staat muß eintreten und zwar dadurch, daß er den Productivgenossenschaften der Arbeiter seinen Credit zur Verfügung stellt. Die staatlich subventionirten Gewerbe verdrängen allmählich die auf das Privatacapital angewiesenen Unternehmungen und führen so den socialistischen Staat herbei. War Lassalle der Agitator, so war Carl Marx († 1883) der wissenschaftliche Begründer des modernen Socialismus. Die Theorien dieses scharfsinnigen Mannes, auf die wir noch mehrfach zurückkommen werden, sind umhüllt von einem Wust geschmacklosen Formelrathes. Selbst Lassalle mußte sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er die Marx'sche Werthlehre an einem Punkte bedeutend mißverstanden habe. Die Organisation, welche die Socialdemokratie sich in Deutschland schuf, konnte anderen Parteien als Muster hingestellt werden. Anfangs gab es Reibungen, aber im Jahre 1875 schlossen sich die deutschen Socialdemokraten auf dem Gothaer Congreß zur Einigkeit zusammen und stellten das gemeinsame Programm fest. In welchem Umfange die socialdemokratische Anhängererschaft seitdem gewachsen ist, haben die überraschenden Ergebnisse der Reichstagswahlen gezeigt. Im Jahre 1890 wurden nahezu 1½ Millionen socialdemokratische Stimmen abgegeben, d. h. jeder fünfte Mann, der an die Wahlurne trat, war ein Socialdemokrat.

Die Entwicklung, welche die Socialdemokratie in den übrigen Culturstaaten genommen hat, bietet zu besonderen Bemerkungen keinen Anlaß. Als charakteristisch für den modernen Socialismus ist noch zu erwähnen, daß seine Vertreter eine internationale Verbindung herzustellen versucht haben. Im Jahre 1864 wurde der internationale Arbeiterbund in London unter dem Schlachtschrei: „Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“ gegründet. Auf diversen Congressen hat dann diese rothe Internationale Resolutionen angenommen, welche die Aufhebung des privaten Eigenthums an Maschinen und Werkzeugen, Eisenbahnen, Bergwerken, Grund und Boden, die Beseitigung des Erbrechts u. verlangten. Die Bedeutung der Internationale

ist vielfach überschätzt worden; sie hat jahrelang als Popanz gedient, mit dem man die politischen Kinder schreckte. Internationale Verbindungen gehören zu den schwierigsten Angelegenheiten dieser unvollkommenen Welt. Die Abschaffung der Kriege auf dem Wege internationaler Vereinbarung, ein Ziel, an welchem die ganze Menschheit mit Gut und Blut interessirt ist, verschwindet gleichwohl in weiter Ferne. Wenn der ewige Friede auf Erden eingekehrt sein wird, werden auch wohl die internationalen Arbeiter-Verbindungen gelingen; aber dann wird es vielleicht keine Socialdemokratie in großem Stil mehr geben.



## Uebergang vom heutigen in den socialistischen Staat.

---

Auch nachdem die Socialdemokraten mit mehreren Duzend Mandaten in den deutschen Reichstag eingezogen sind, werden sie sich schwerlich in der Hoffnung wiegen, daß es nunmehr mit der bisherigen Gesellschaftsordnung zu Ende und das socialistische Morgenroth angebrochen sei. Man müßte blind sein, wenn man annehmen wollte, daß die Menschheit, welche ein paar Jahrtausende auf der Grundlage des Privateigenthums ihr Leben geführt hat, eines Tages im Communismus erwachen werde. Die vernünftigeren Socialisten leugnen auch nicht, daß die Einführung des socialistischen Staates nur das Werk allmählicher Entwicklung sein könne. Nach ihrer Ansicht muß das heutige Gesellschaftssystem erst überreif werden: es wird zu seiner Beseitigung keines Gewaltstreiches bedürfen; an Wurzel und Stamm verrottet, wird der uralte Baum in sich selber zusammenbrechen. Die Thätigkeit der Socialisten kann nach dieser Auffassung nur darin bestehen, den Verwesungsproceß zu beschleunigen und die Erneuerung der menschlichen Gesellschaft vorzubereiten.

In welcher Weise der Uebergang vom heutigen in den socialistischen Staat sich vollziehen werde, hat Karl Marx, die erste Autorität der Socialdemokratie, ungefähr, wie folgt, geschildert. Ursprünglich waren auf Erden Arbeiter und Eigenthümer dieselbe Person; der Handwerker arbeitete mit den ihm gehörigen Werkzeugen, der Bauer bestellte den ihm gehörigen Acker. Die Güter dieser Welt zersplitterten sich damals in lauter kleine Besitzthümer, ein Zustand, der in seiner Art ein beglückender war. Aber in der Zersplitterung lag die schwache Seite der damaligen Wirthschaftsordnung. Die Zwerghaftigkeit der Betriebe beeinträchtigte ihre Productivität, und die Folge war, daß die kleinen Wirthschaften, weil concurrenzunfähig,

von den Großbetrieben über den Haufen gerannt bzw. aufgesogen wurden. Der handwerksmäßige und bäuerliche Betrieb mußte der Uebermacht des industriellen und landwirthschaftlichen Großcapitals weichen. So entstand das Unternehmertum, welches darauf hinausläuft, die Arbeit Anderer für sich auszunutzen. Es war demnach mit der Menschheit eine Wandlung vorgegangen: die einstigen, mit Besizthümern ausgestatteten Arbeiter waren zu Proletariern herabgesunken, und jene Besizthümer hatten sich in den Händen einer Klasse von Personen, der Capitalisten, vereinigt. Diese erste Entwicklungsstufe wird also ausgefüllt durch den Kampf der Capitalisten gegen die besizenden Arbeiter, einen Kampf, bei dem die letzteren unterliegen. Jetzt beginnt die zweite Periode, der Kampf der Capitalisten unter einander. Auch hier ereignet sich die alte, aber ewig neue Geschichte: die Großen fressen die Kleinen auf. Die Zahl der Betriebe wird immer geringer, der Umfang derselben immer größer. Es giebt nur noch Riesenvermögen. In den Diensten einiger weniger Unternehmer steht der übrige Theil der Menschheit, der planmäßig und in großen Trupps die Production der Güter besorgt. Die Arbeit ist also gesellschaftlich organisirt, ungefähr so, wie sie im socialistischen Staate organisirt sein würde; der Unterschied ist nur, daß sämtliche Produktionsmittel nicht im Eigenthum der Allgemeinheit stehen, sondern einigen Rabobs gehören, die auch die Hauptfrucht der von den Massen besorgten Arbeit ziehen. Mit dem Reichthum jener wächst das Elend der besizlosen Menge, wächst auch der Haß und die Empörung derselben gegen ihre Unterdrücker. Die gesellschaftliche Form des Produktionsprocesses, das planmäßige, nach allen Regeln der Technik erfolgende Zusammenarbeiten der im Bohnen der Unternehmer stehenden Massen schult und organisirt die letzteren zum Widerstande gegen den unnatürlichen Zustand, und nun hat die Stunde der monopolartig centralisirten Privatwirthschaft geschlagen. „Die Expropriateurs werden expropriirt“, das Eigenthum an den Produktionsmitteln wird den Händen der Nothschilde und Krupps entzogen und der Gesamtheit übertragen. Das ist die dritte und letzte Periode, die den socialistischen Staat gebiert. Eine Revolution im gewöhnlichen Sinne des Wortes, eine gewaltsame Umwälzung, ist für diese Umwandlung nicht nöthig; der Schritt vollzieht sich mit der Nothwendigkeit eines Naturereignisses,

er ist die Consequenz der bis dahin gewordenen Entwicklung. Auch wird er sich ziemlich rasch vollziehen. „Die Verwandlung des auf eigener Arbeit der Individuen beruhenden, zersplitterten Privateigenthums in modernes Capital — d. h. der Entwicklungsproceß der ersten und zweiten Periode — war ein ungleich mehr langwieriger, harter und schwieriger Proceß, als die Verwandlung des thatsächlich bereits auf gesellschaftlicher Arbeitsweise beruhenden Privatcapitals in gesellschaftliches Eigenthum. Dort handelte es sich um die Expropriation der Volksmasse durch wenige Usurpatoren, hier — in der dritten Periode — handelt es sich um die Expropriation weniger Usurpatoren durch die Volksmasse.“ So Karl Marx, dessen Gedankengang wir im Allgemeinen — ganz genau dürfen wir nicht behaupten, denn Marx gehört, wie schon angedeutet, zu den Männern die das Malheur haben, daß niemand sie ganz genau versteht — getroffen zu haben glauben.

Da die Menschheit die dritte Periode noch nicht erreicht hat, so muß sie sich in einer der beiden ersten befinden, ob in der ersten oder der zweiten, das zu untersuchen ist gleichgiltig, diese beiden Perioden sind nicht streng geschieden, sondern gehen in einander über. Wir befinden uns nach Marx'scher Auffassung jedenfalls in der Zeit, wo das Proletariat wächst und dementsprechend das Kapital sich immer mehr im Besitze einzelner steinreicher Personen concentrirt. Ob diese Schilderung richtig sei, darüber werden weder die Gelehrten noch die Ungelehrten jemals einig sein. Die Thatsache, daß es heute mehr Markt- und Thaler-Millionäre giebt, als zu den Zeiten unserer Väter, ist richtig; aber die Anhäufung großer Vermögen in den Händen Einzelner kann auf zweifache Weise erfolgen: einmal in der Art, daß dem Vermögen dieser wenigen Personen aus dem Vermögen der Anderen etwas zuwächst, oder aber in der Gestalt, daß die großen Vermögen den Ueberschuß aufnehmen, den die verbesserte Production im Vergleich zur früheren, weniger vollkommenen Gütererzeugung abwirft. Im ersteren Falle bedeutet das Wachsthum der großen Vermögen eine Schädigung der kleinen, letztere werden aufgesogen; im zweiten Falle aber haben die Inhaber der kleinen Vermögen keine Ursache, sich über die Zunahme des Millionärthums zu beklagen, denn es geht ihnen deshalb nicht schlechter, es geht den Millionären nur noch besser als früher. Die

letzbezeichnete Entwicklung, bei der das Wachsthum der großen Vermögen nicht auf Kosten der kleinen erfolgt, kann sich auch in der Weise vollziehen, daß der Ueberschuß der Production nicht ausschließlich den ersteren zufällt, sondern zu einem Theile den kleineren Vermögen zufließt; solchenfalls wächst mit der Gesamtproduction des Volkes der absolute Antheil eines jeden Volksgenossen. Ein ziffermäßiger Beweis für das Vorhandensein des einen oder anderen der ange deuteten Fälle läßt sich schwerlich erbringen; insbesondere reicht die heutige Einkommenstatistik für diese schwierige Untersuchung nicht aus. Lassalle hat an der Hand der Listen der Klassensteuer nachzuweisen versucht, daß die erdrückende Mehrheit der preussischen Steuerzahler in einer erbärmlichen Vermögenslage sich befinde. Er kam zu dem Ergebnis, daß im Jahre 1851 von der Bevölkerung

72 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>	ein Einkommen von weniger als	300 Mark,
17 <sup>0</sup> / <sub>100</sub>	"	300 bis 600 "
7 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> <sup>0</sup> / <sub>100</sub>	"	600 bis 1200 "
3 <sup>1</sup> / <sub>4</sub> <sup>0</sup> / <sub>100</sub>	"	1200 bis 3000 "
1 <sup>0</sup> / <sub>2</sub> <sup>0</sup> / <sub>100</sub>	"	mehr als 3000 "

befassen habe. Wer in seinem Leben einer Steuer-Einschätzungs-Commission angehört hat, wird den Versuch, aus den Steuerlisten einen Rückschluß auf das Volksvermögen zu machen, mit mitleidigem Lächeln betrachten. Für das Jahr 1851 war das noch weniger möglich als für die heutige Zeit, wo die Steuerveranlagung wenigstens in einiger Beziehung verbessert worden ist. Aber auch heute kann nicht im Entferntesten davon die Rede sein, daß die Ausweise der Steuerlisten sich mit der Bezifferung des wirklich vorhandenen Volkseinkommens deckten. Nebenbei bemerkt, sind die Ziffern, welche Lassalle in seiner Tabelle vorführte, falsch.

Die Behauptung, daß unter dem System der herrschenden Wirtschaftsordnung die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer geworden seien, ist zum Mindesten unbewiesen. Für das Gegentheil spricht manches, z. B. die Verbrauchsstatistik. Um ein Beispiel anzuführen, kam in den Jahren 1840/50 auf den Kopf der Bevölkerung des Königreichs Sachsen ein Consum an Rind- und Schweinefleisch in Höhe von 15 bis 20 kg, während heutzutage dort ungefähr das Doppelte verzehrt wird; da die wohlhabende Bevölkerung

vor einem Menschenalter annähernd ebensoviel Fleisch gegessen haben wird, wie gegenwärtig, so entfällt das Mehr der Consumption auf die ärmeren Klassen.

Die Socialisten behaupten, daß die Verarmung der großen Masse im Fortschreiten gewesen sei. Aber sie begnügen sich nicht mit dieser Behauptung: sie versichern weiter, daß der Gang der Geschichte auch in Zukunft kein anderer sein werde. Das ist des Pudels Kern. Selbst wenn man den Socialisten zugeben wollte, daß die Menschheit sich bis jetzt in falscher Richtung bewegt hätte, würde man damit noch keineswegs gezwungen sein, als Rettungsmittel für die Zukunft den Socialismus anzuerkennen. Aus jenem Zugeständniß würde sich nur die Folgerung ergeben, daß man der fortschreitenden Proletarisirung der menschlichen Gesellschaft entgegenarbeiten müsse. Wie das zu geschehen hätte, ob auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung oder mittels Einführung des Socialismus, darüber wäre noch nichts entschieden. Die Socialisten dürfen also bei der Vergangenheit nicht stehen bleiben, sondern müssen die Zukunft mit Beschlag belegen. Damit erweitert sich die Beweislehre des Socialismus zu einer Glaubenslehre. Die nüchterne Rechnung, daß die Menschen immer elender geworden seien, genügt nicht. Zu ihr muß der Glaube treten, daß unter dem herrschenden System die Sache der Menschheit hoffnungslos liege, ein Verlassen der auf die Verarmung der Massen hinauslaufenden Richtung unmöglich sei. Das „Kapital“, das Werk, in welchem Carl Marx seine Ansichten niedergelegt hat, pflegt man die Bibel der Socialdemokratie zu nennen; die Bezeichnung ist passend, nicht nur deshalb, weil dieses Buch von den Socialdemokraten und zwar sowohl von den wenigen, welche es gelesen haben, als auch von den vielen, die es nicht gelesen haben, mit der größten Ehrfurcht behandelt wird, sondern auch aus dem Grunde, weil die Jünger der Marx'schen Lehre thatsächlich etwas besitzen müssen, was sich der Bibelgläubigkeit nähert. Wer sich nicht mit Haut und Haaren dem Glauben verschreibt, daß die Menschheit in den bestimmten, von Marx vorausgesehenen Geleisen sich bewegen werde, der wird ebenso wenig ein echter Socialist sein, wie der Türke, welcher sich nicht zum Fatalismus bekennt, Anspruch auf den Garten Mohameds hat.



Aber der Glaube thut es im Leben, namentlich im öffentlichen, nicht allein. Es giebt auf Erden immer noch Querköpfe, die eine Sache erst dann für vorhanden erklären, wenn ihre Existenz ihnen bewiesen wird. Die Socialisten haben sich deshalb daran gemacht, für ihre Behauptung, daß die heutige Welt nicht nur die schlechteste aller Welten sei, sondern auch unter der Herrschaft des heutigen Systems die schlechteste bleiben werde, den wissenschaftlichen Beweis anzutreten. Diesen Beweis haben sie durch Aufstellung des sog. ehernen Lohngesetzes zu führen gesucht. Das eherner Lohngesetz ist namentlich von Lassalle als Mauerbrecher gegen die bestehende Gesellschaftsordnung gebraucht worden; Lassalle hat dem Gesetz auch den passenden Namen, bei welchem dem ruhigen Bürger ein geheimnißvoller Schauer über den Leib zu fahren pflegt, verliehen. Er giebt eine Erklärung des von ihm getauften Gesetzes in folgenden Worten. „Das eherner, ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: Daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den nothwendigen Lebensunterhalt reducirt bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jeder Zeit herum gravitirt, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben, noch unter denselben hinunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben, denn sonst entstünde durch die leichtere, bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterreihen und der Arbeiterfortpflanzung, eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebots von Händen, welche den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen früheren Stand drücken würden. Der Arbeitslohn kann auch nicht dauernd tief unter diesen nothwendigen Lebensunterhalt fallen. Denn dann entstehen Auswanderungen, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kinderzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn wieder auf den früheren Stand zurückbringt.“ Der Lohn, welcher der großen Menge, den arbeitenden Klassen, für ihre Thätigkeit zufällt, wird also nach Ansicht Lassalles immer nur das sein, was man im Leben mit dem Namen Hungerlohn

bezeichnet. Dieser Lohn reicht nur aus, um den Gelöhnten am Leben zu erhalten. Zwar kann er sich für kurze Zeiten über den Betrag des Existenzminimums erheben, aber bald sinkt er wieder zur früheren Stufe herab, weil inzwischen der Arbeiterstand, verlockt durch die günstigeren Lohnverhältnisse, sich vermehrt und somit ein größeres Angebot von Arbeitskräften auf den Markt geworfen hat. Aus diesem schrecklichen Cirkel, der darin besteht, daß der über den Hungerlohn gestiegene Arbeitslohn binnen kurzer Frist wieder zum Hungerlohn werden muß, können die Arbeiter unter dem herrschenden Lohnsystem nicht enttrinnen.

Das eiserne Lohngesetz war keine Erfindung Lassalles, es war unter anderen Namen bereits in der volkswirtschaftlichen Literatur bekannt. Lassalle hatte es adoptiert, aber er liebte das angenommene Kind wie sein eigenes. In seinem „Offenen Antwortschreiben“ das er unterm 1. März 1863 an das Leipziger Centralcomitee zur Berufung eines allgemeinen Arbeitercongresses richtete, rieth er den Arbeitern, sie möchten jedem, der ihnen von einer Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes spreche, die einzige Frage vorlegen, ob er jenes Gesetz anerkenne oder nicht. „Erkennt er es nicht an“, rief Lassalle den Arbeitern zu, „so müssen Sie sich von vornherein sagen, daß dieser Mann entweder Sie täuschen will, oder aber von der kläglichsten Unerfahrenheit in der national-ökonomischen Wissenschaft ist.“

Man muß zugeben, daß der Gedanke, welcher aus diesem eisernen Lohngesetz herauschaut, auf den ersten Blick etwas Bestechendes hat. Wir sind auch überzeugt, daß die faßliche Parole, welche Lassalle mit jenem Wort den Massen gab, mehr gewirkt hat, als der ganze dicke Band des Marx'schen „Kapitals“. Als im Jahre 1875 die deutschen Socialdemokraten in Gotha ihr Programm beriethen, schlugen ein paar Führer aus nebensächlichen, mehr stilistischen Gründen vor, das eiserne Lohngesetz, dessen Gültigkeit sie im Uebrigen anerkannten, aus dem Wortlaut des Programms wegzulassen. Der lebhafteste Widerspruch, welcher sich gegen den Vorschlag geltend machte, zeigte deutlich, wie sehr die Socialdemokraten an diesem Inventarstück aus der Erbschaft Lassalles hängen. Ein Redner bezeichnete das eiserne Lohngesetz als die Grundwurzel der socialistischen Lehre, und ein anderer meinte, es sei ein gutes Sturmwort gegenüber den Feinden, denen man es entgegenschleudern könne, wenn sie behaupteten, es sei möglich, die

Arbeiterverhältnisse zu ändern ohne socialistische Staatsänderung. Demzufolge wurde die „Verbrechung des ehernen Lohngesetzes“ als Hauptpunkt in das Programm eingestellt.

Das eherner Lohngesetz, welches den Arbeiter mit grausamen Klammern im Elend festhält, ist ein Irrthum. Das, was wahr ist an diesem angeblichen Gesetz, ist nicht neu, und was neu an ihm ist, nämlich seine Beweisraft für den Socialismus, ist nicht wahr. Der Arbeitslohn ist der Preis der Waare, welche der Arbeiter in seiner Arbeitskraft zu Markte trägt. Bei jedem Preise spielen die Kosten, welche die Erzeugung der Waare verursachte, die Productionskosten, eine Rolle. Welches sind die Productionskosten der Waare „Arbeit“? Sie sind gleich dem Betrage, welchen die nothwendigen oder herkömmlich für nothwendig geltenden Lebensbedürfnisse des Arbeiters (einschließlich seiner Familie) erfordern. Diese Productionskosten — das Lassalle'sche Existenzminimum — müssen dem Arbeiter ersetzt werden, widrigenfalls der Träger der Arbeit vom Markte verschwindet. Das ist, wie bemerkt, die Rolle, welche die Productionskosten bei der Bestimmung des Waarenpreises spielen. Sie markiren die Grenze, unter welche der Waarenpreis nicht sinken kann. Sie haben somit für die Preisbestimmung eine negative Bedeutung, sie verhindern das allzutiefe Fallen des Preises. Dagegen sind sie für die Frage, bis zu welcher oberen Grenze der Preis steigen kann, nicht maßgebend. Die obere Grenze wird bei dem Preise jeder Waare, also auch bei dem Preise der Arbeit, durch den Gebrauchswert der selben bestimmt. Der Käufer der Arbeit, z. B. ein Unternehmer, welcher zehn Arbeiter in seinem Betriebe beschäftigt und sich entschließt, einen elften Arbeiter neu anzustellen, wird letzterem als Lohn höchstens den Gelbbetrag auszahlen können, um den der Ertrag seines Betriebes in Folge der Personalvermehrung gesteigert worden ist. Sollte der neu eintretende Arbeiter eine höhere Vergütung verlangen, so wird der Unternehmer einfach erklären, daß er auf das Engagement verzichte, da er solchensfalls nur Schaden aus der Neueinstellung habe. Zwischen den gekennzeichneten Grenzen, der unteren, welche durch die Productionskosten der Arbeit angedeutet wird, und der oberen, welche durch die Productivität der Arbeit angezeigt wird, bewegt sich der Arbeitslohn. Wie groß der Abstand der oberen von der unteren

Linie sei, läßt sich beim Arbeitslohn ebensowenig bestimmen, wie bei dem Preise von Getreide oder Eisen, und zwar aus dem Grunde, weil die Produktionskosten und namentlich der Gebrauchswert keine unveränderlichen Größen sind. Bei gleichbleibenden Produktionskosten wird der Landmann in einem Jahr hundert, im anderen Jahr zweihundert Mark für sein Erzeugniß erzielen, weil eben der Gebrauchswert der Waare in letzterem Jahre ein höherer war. Der Gebrauchswert ist nämlich nicht eine Eigenschaft der Waare (wie die Fähigkeit, Licht zu erzeugen, eine Eigenschaft des Oeles oder die Fähigkeit, den Magen zu sättigen, eine Eigenschaft des Brotes ist), sondern der Gebrauchswert wird vom Menschen in die Waare hineingelegt, er ist die Schätzung, welche die Menschen einem zur Befriedigung eines Bedürfnisses geeigneten Gegenstande angedeihen lassen. Diese Schätzung erhöht und mindert sich, je nachdem das betreffende Bedürfnis lebhafter oder weniger lebhaft empfunden wird, ohne daß die Qualität der Waare sich geändert hat. Sobald die Brauchbarkeit eines Gegenstandes von den Menschen nicht mehr anerkannt wird, verliert der Gegenstand seinen Wert und scheidet aus der Klasse der wirtschaftlichen Güter aus. Der Wert der menschlichen Arbeit, d. i. die Grenze, bis zu welcher der Arbeitslohn steigen kann, ist also unmeßbar. Dasselbe läßt sich von der unteren Grenze des Arbeitslohnes, dem Existenzminimum, sagen. Was in dem einen Lande als zu des Lebens Nothdurft gehörig gilt, betrachtet man in dem anderen Lande schon als erste Stufe des Luxus. Auch in demselben Lande ändert sich der Begriff des nothwendigen Lebensunterhaltes nach Zeit und Ort.

Der Arbeitslohn bewegt sich gewissermaßen auf einem Streifen, der nach Oben und Unten durch unübersteigliche Schranken abgegrenzt ist. Je nach der Gunst oder Ungunst der Marktlage (Konjunktur) nähert er sich mehr dem oberen oder unteren Rande des Streifens. Die Zunahme der Bevölkerung, die Erschließung neuer Absatzgebiete, das Erwachen neuer Bedürfnisse u. eröffnen regelmäßig günstige Konjunkturen für den Arbeitsmarkt und können zu einer Steigerung des Arbeitslohnes bis an die obere Grenze führen, während Sinken der Bevölkerungsziffer, Absatzstörung, Bedürfnislosigkeit geeignet sind, den Arbeitslohn zu drücken. Unter den Voraussetzungen für eine günstige Marktlage ist aber das richtige Zahlen-Verhältniß der

Chlers, Der Kampf gegen die Socialdemokratie. 3

Arbeiter eine der wesentlichsten. Ein übergroßes Angebot von Arbeits-  
händen bringt naturgemäß den Lohn ins Weichen. Hier stoßen wir  
wieder auf die Anhänger des ehernen Lohngesetzes. Sie behaupten,  
daß der Arbeitsmarkt andauernd unter der ungünstigen  
Konjunktur einer Ueberproduction von Arbeits Händen  
stehe. Nach ihrer Ansicht wird die Nachfrage nach Arbeit immer  
von dem Angebot überholt werden. Warum aber wird dieser Zustand  
ewig herrschen? Weil der Arbeitslohn, wenn er Miene macht zu  
steigen, neue Schaaren von Arbeitern hervorlockt, indem er die in  
trügerische Hoffnung eingewiegten Arbeiter verleitet, sich in der Gründung  
von Familien gewissermaßen zu überstürzen. Gleich im ersten Augen-  
blicke wird man erkennen, daß diese Beweisführung in den Thatfachen  
jedenfalls keine Bestätigung findet. Nehmen wir an, im Jahre 1873  
sei der Arbeitslohn im Steigen begriffen gewesen. Nach der Theorie  
des ehernen Lohngesetzes benutzten die Arbeiter damals die günstigere  
Lebenslage in der Weise, daß sie leichtsinniger, als sie es sonst ge-  
wohnt waren, Ehen eingingen und so den Grund für eine außer-  
gewöhnliche Vermehrung der Arbeiter-Bevölkerung legten. Die Ver-  
mehrung der Arbeiter-Bevölkerung, schließen die Theoretiker des  
ehernen Lohngesetzes dann mit Gemüthsruhe weiter, bewirkte, daß  
der Arbeitslohn von der Höhe, die er im Jahre 1873 erkommen  
hatte, wieder herunter glitt. Wir fragen, wann denn dieses Herab-  
gleiten seinen Anfang genommen habe, und mit dieser Frage erzeugen  
wir eine arge Verlegenheit. Im Jahre 1875 konnte die Vermehrung  
der Arbeiterzahl sich noch nicht geltend machen, denn zu dieser Zeit  
bestand der außergewöhnliche Zuwachs noch durchweg aus Säuglingen.  
Mitte der achtziger Jahre waren die künftigen Lohnverderber, weil  
sammt und sonders schulpflichtig, auch noch nicht von Einfluß auf  
das Zahlenverhältniß der Arbeiter-Bevölkerung. Erst gegen Ende  
dieses Jahrzehnts treten die ersten der durch den gestiegenen Arbeits-  
lohn ins Leben gelockten Proletarier in die Reihen der Arbeiter ein,  
vermehrten unverhältnißmäßig das Angebot der Hände und drücken  
den Arbeitslohn. Mit anderen Worten: Der Arbeitslohn, der im  
Jahre 1873 eine gewisse Höhe erreicht hatte, mußte, wenn das eherner  
Lohngesetz wahr wäre, eine Zeit von 15—20 Jahren hindurch un-  
verändert die Höhe behaupten (weil sich in dieser Periode an der  
Zahl der Arbeiter, abgesehen von der normalen Volksvermehrung,

nichts geändert hätte) und erst nach Ablauf der Frist unter dem Druck des gesteigerten Hände-Angebots ins Sinken gerathen. Der niedrige Lohn würde also etwa im Jahre 1890 in die Erscheinung treten, und auf 15 bis 20 Jahre hinaus wäre jede Hoffnung auf Lohnverbesserung ausgeschlossen, da ja von 1890 ab die in den fetten Zeiten gezeugten, extraordinären Jahrgänge nach einander in die Arbeiterschaft sich einrangiren würden. Nach 15 bis 20 Jahren versiegt dieser außergewöhnliche Zufluß von Arbeitern; die aus mageren Zeiten stammenden Jahrgänge (die nach der Theorie des ehernen Lohngesetzes weniger Köpfe zählen) treten ein, und nun bessert sich der Lohn wieder — das Spiel beginnt von Neuem. So sieht die Lohnbewegung aus, wenn man sie unter Zuhilfenahme des ehernen Lohngesetzes konstruiren will; wie im Traumbilde des Pharao schließt sich an die lange Reihe fetter Jahre eine lange Reihe magerer Jahre. Daß in Wirklichkeit der Arbeitslohn in weit kürzeren Zwischenräumen schwankt, weiß jedes Kind, und damit fällt das künstliche Gebilde Passalles. Der Fehler der socialistischen Rechnung liegt darin, daß sie die Volksvermehrung in ihrem ungünstigen Einfluß auf den Arbeitsmarkt überschätzt, ja, ihr eine Rolle zuweist, der gegenüber die günstige Wirkung anderer Konjunkturen völlig verschwindet. Thatsächlich aber ist das Wachstum der Arbeiterbevölkerung nur eines unter den vielen Momenten, welche auf die Höhe des Arbeitslohnes zurückwirken.

Da das eherner Lohngesetz sich als unhaltbar erweist, so ist die Behauptung der Socialisten, daß unter dem herrschenden System die Menschheit rettungslos verloren sei, eben nur eine Behauptung, deren agitatorische Wirkung, wie wir oben schon bemerkten, ein gläubiges Gemüth voraussetzt. Um ihre Anhänger nun in diesem — immerhin schwierigen — Glauben zu stärken, haben die Agitatoren einen Satz in das socialdemokratische Programm eingeführt, der geradezu verblüffend ist. Derselbe besagt, „daß der Arbeiterklasse gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse sind.“ Der einzige Sinn, den man in diese Worte hineinlegen kann, besteht darin, daß die Vertreter der herrschenden Ordnung eine Besserung der Welt nicht nur nicht herbeiführen können, sondern es auch nicht wollen. Sinnlos bleibt allerdings, warum dazu nur die Arbeiterklassen fähig und gewillt sein sollten, und ebenso sinnlos bleibt die

Trennung der menschlichen Gesellschaft in zwei nach Fähigkeit und Willen streng gesonderte Parteien. Es bekundet ein unglaublich starkes Vertrauen zu der Wirkung einer klangvollen Phrase, daß die Führer der Socialdemokratie es gewagt haben, den fürchterlichen Satz in das Programm der Partei hineinzuschreiben. Als letzteres im Jahre 1875 von den Vertretern der deutschen Socialdemokratie berathen wurde, stimmte nur ein Zehntel der Anwesenden gegen die Aufnahme des Satzes, neun Zehntel glaubten ihn der Anhängerschaft bieten zu dürfen.

Aber die Anerkennung einer Theorie ist noch nicht gleichbedeutend mit ihrer praktischen Durchführung. Wer die Welt unter der Herrschaft des Privateigenthums für verloren hält, handelt sehr thöricht, sofern er versucht, an dieser unverbesserlichen Welt herumzuflicken. Für ihn liegt die einzige Rettung in der möglichst raschen Herbeiführung einer Katastrophe, welche die alte Welt in Trümmer schlägt und eine neue aufbaut; seine Praxis muß also darauf hinausgehen, die unheilbaren Schäden der Welt nur noch zu verschärfen. Das würde aber voraussetzen, daß das lebende Geschlecht die Gegenwart zu Gunsten einer fernen Zukunft total preisgäbe. Einer derartigen Selbstabschlachtung ist die Menschheit im Großen und Ganzen nicht hold, sie zieht eine nahe, wenn auch unvollkommene Besserung ihres Looses der Glückseligkeit, die sie nicht mehr erleben wird, regelmäßig vor. Der Socialismus nimmt sonst auf die Schwächen der Menschen wenig Rücksicht, aber mit dieser Schwäche der Lebenslust hat er doch einigermaßen gerechnet. Lassalle bot den Arbeitern als Mittel zur Verbesserung ihrer Lage die sog. Productiv-Associationen. „Die definitive Lösung der socialen Lage“, sagte er, „wird die Arbeit von Generationen sein und das Resultat einer Reihe von Einrichtungen und Maßregeln, von denen sich organisch jede folgende aus der früheren entwickeln muß. Die durch den Staatscredit hervorgerufenen Productiv-Associationen sind eben auch deshalb das angezeigte bahnbrechende Mittel, weil sie in der Zukunft Verhältnisse schaffen müssen, die von selbst eine weitere Entwicklung hervorrufen.“ Wenn man nur die eine Aeußerung Lassalles über Productiv-Associationen besäße, so würde man annehmen müssen, daß Lassalle den Werth dieser Einrichtung außerordentlich hoch angeschlagen hätte. Es liegen aber Zeugnisse aus dem Munde ebendesselben Mannes vor, die für die Productiv-Associationen nicht gerade schmeichelhaft lauten. In diesem

Zwiespalt zeigt sich die Zwickmühle, in welche der Socialist gerathen muß: auf der einen Seite kann er, wenn er sich und seinen Anhängern nicht das Leben vergällen will, nicht umhin, sich an den Bestrebungen zur Hebung der Lage der arbeitenden Klassen zu theilnehmen, auf der anderen Seite muß er, um sein socialistisches Gewissen zu retten, erklären, daß alle Bestrebungen jener Art vergeblich und sinnlos seien. Das Partei-Programm der deutschen Socialdemokratie hat sich den Lassalle'schen Vorschlag zu Eigen gemacht. Der bezügliche Satz lautet: „Die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands fordert, um die Lösung der socialen Frage anzubahnen, die Errichtung von socialistischen Produktiv-Genossenschaften mit Staatshilfe unter der demokratischen Controle des arbeitenden Volkes. Die Produktiv-Genossenschaften sind für Industrie und Ackerbau in solchem Umfange ins Leben zu rufen, daß aus ihnen die socialistische Organisation der Gesamtarbeit entsteht.“ Man muß lächeln über die Mühe, welche die Verfasser des Programms sich gegeben haben, um an der gefährlichen Klippe der Produktiv-Genossenschaften (die dem Arbeiter helfen sollen und nach der Theorie des Socialismus doch nicht helfen können) vorbeizukommen. Bezeichnend sind auch die Worte, welche bei Berathung des Programms der Referent (es war Liebknecht) über den Punkt sprach. „Der von den Produktiv-Genossenschaften handelnde Satz,“ meinte er, „wurde (von den Verfassern des Entwurfs) nach allen Richtungen hin verflausulirt, um Mißdeutungen vorzubeugen und reaktionäre Experimente der Imperial-Socialisten (Staats-Socialisten) unmöglich zu machen; dadurch, daß vor Produktiv-Genossenschaften „socialistische“ gesetzt wird, wird vollends allen falschen Auslegungen vorgebeugt. Die socialistischen Produktiv-Genossenschaften dürfen aber nicht als einzelne Experimente, sozusagen als Prämien für irgend eine bestimmte Kategorie von Arbeitern geschaffen werden, sondern sie müssen für Industrie und Ackerbau in solcher Ausdehnung ins Leben gerufen werden, daß daraus die socialistische Organisation der Gesamtheit entstehen kann.“ Es ist zuzugeben, daß die Produktiv-Genossenschaften auf diese Weise völlig unschädlich gemacht worden sind; nur das Wort (das man in Erinnerung an Lassalle nicht gern missen wollte) ist noch geblieben. Denn wenn das Programm die Genossenschaften unter der Voraussetzung acceptirt, daß sie in riesiger Ausdehnung eingeführt werden, so bedeutet das nicht Ein-



führung socialistischer Genossenschaften, sondern Einführung des socialistischen Staates.

Das unsichere Gefühl, welches die Socialisten gegenüber der Productivgenossenschaft haben, die Empfindung, als ob sie mit der Annahme derselben ihrem Ideal untreu würden, veranlaßt z. B. den anonymen Verfasser einer unter dem Titel „Die erste socialistische Productiv-Association für das deutsche Reich“ jüngst erschienenen Schrift, sich in der Vorrede besonders zu entschuldigen. „Wenn meinen Genossen“, sagt der Schreiber, der sich ausdrücklich als Socialdemokrat bekennt, „die Arbeit nicht consequent genug vorkommt, so mögen sie bedenken, daß die vorgeschlagene Reform innerhalb des heutigen Staates eingeführt werden soll.“ Die Bemerkung ist unverständlich, denn alle Productiv-Associationen müssen den heutigen Staat als Grundlage voraussetzen, aber es war dem Verfasser wohl nur um eine Entschuldigung zu thun.

Die strenggläubigen Socialisten, d. h. diejenigen, welche den Zusammenbruch der heutigen Gesellschaft nach der Marx'schen Prophezeiung als unabwendbar betrachten, müssen consequenter Weise alles vermeiden, was den sich vollziehenden Zerfallsproceß aufhalten könnte. Jeder Vorgang, der das Elend der Massen vergrößert, jede Maßregel, welche die in der Gesellschaft bestehenden Gegensätze verschärft, jedes Gesetz, welches in den Kreisen der arbeitenden Bevölkerung Erbitterung sät, liegt im Plane dieses Socialismus. Aber, wie schon bemerkt, diese Verzweiflungstheorie wird vielleicht in einigen wenigen Köpfen den grausamen, selbstmörderischen Wunsch nach Verwirklichung entzünden, die erdrückende Mehrzahl der Socialdemokraten wird den Vorwurf der Inconsequenz hinnehmen und wohl oder übel sich entschließen, auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung einzelne Experimente zur Hebung der Lage der arbeitenden Klassen vorzunehmen.



## Wie sieht der socialistische Staat aus?

---

Die Beantwortung der Frage, wie ein socialistischer Staat aussieht, ist so leicht und so schwer wie die Beantwortung der Frage, wie es im Himmel oder in der Hölle aussieht. Aus dem Jenseits ist noch niemand zurückgekehrt, um uns über das Leben nach dem Tode Aufschluß zu geben, und der Bürger eines socialistischen Staates kann uns über das Dasein in demselben keine Belehrung verabreichen, aus dem fatalen Grunde, weil es bis jetzt solche Bürger und solche Staaten nicht gegeben hat. Um sich einen socialistischen Staat vorzustellen, braucht man Phantasie; Scharfsinn allein reicht nicht aus. Der hervorragende Volkswirth Albert Schäffle, der in der „Quintessenz des Socialismus“ den Versuch der Schilderung eines socialistischen Staates gemacht hat, bekennt am Anfange seiner Schrift, daß er Jahre gebraucht habe, um sich in die socialistische Gesellschaftsorganisation hineinzudenken. Es ist unnöthig zu erwähnen, daß nach dem Urtheil der Socialdemokraten selbst Herr Schäffle an der Aufgabe gescheitert ist. „Auch er,“ sagt ein socialistischer Schriftsteller, „war nicht fähig, die Wirkungen der Socialisirung voll und ganz zu überblicken und vom Maßstab des Kleinbürgerlichen hinlänglich abzu- sehen.“ Nun giebt es allerdings eine Reihe von Socialisten, die selber ein Bild des Zukunftstaates entworfen haben. Wir brauchen nicht auf den Musterautor socialistischer Romane, auf den oben- genannten Thomas Morus, zurückzugehen, auch die Socialisten der neueren und neuesten Zeit haben es nicht verschmäht, ihre Kraft an die Ausmalung der künftigen Zustände zu setzen. Das Schlimme ist aber, daß jeder Maler immer nur persönlich für das gelieferte Gemälde verantwortlich ist, ein Umstand, der regelmäßig zur Folge hat, daß der glücklich erwischte Maler über kurz oder lang von anderen

socialistischen Malern für einen erbärmlichen Farbentleer erklärt wird. Die angesehenen Socialdemokraten sind denn auch weniger eifrig dabei gewesen, in die Malergilde einzutreten, sie haben das gern den geringeren Göttern, die man schließlich ohne Schaden für die Partei dementiren kann, überlassen. „Rein Mensch,“ sagt Bebel, „kann heute im Einzelnen übersehen, wie künftige Generationen ihre Einrichtungen treffen, ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden. In der Gesellschaft befindet sich, wie in der Natur, alles in beständigem Flusse.“ (Gut, aber der „beständige Fluß“ ist ungefähr das Umgekehrte von dem im socialdemokratischen Parteiprogramm anerkannten „ehernen Lohngezet“.) Bebel meint, es könne „sich nur um die Entwicklung allgemeiner Principien handeln, deren Aufstellungen nach dem Vorausgegangenen (nämlich der Kritik der heutigen Gesellschaft) sich von selbst ergibt und deren Ausführung sich bis zu einem gewissen Grade übersehen läßt.“ Wenn ein solcher Socialdemokrat, der zu den Spitzen gehört, zu der Ueberzeugung gelangt, daß er dementirt zu werden verdiene, so übernimmt er die Hinrichtung lieber selber. Bebel z. B. leitete die erneute Herausgabe einer älteren literarischen Leistung („Unsere Ziele“) mit dem Bemerken ein, daß er sich bei seinem „mit der Entwicklung der Bewegung fortgeschrittenen Anschauungen mit dem eigentlich positiven Theile der Ausführungen der Schrift nicht mehr allenthalben einverstanden erklären könne.“ Wir sehen in derartigen Zugeständnissen absolut nichts Erniedrigendes; aber sie legen unseres Erachtens demjenigen, der sie macht, die Pflicht auf, einigermaßen die Geduld zu bewahren, wenn Dritte nicht ohne Weiteres dahinter kommen, was denn jetzt die wirkliche Ansicht des Konvertiten sei.

Zeichnen wir den socialistischen Staat in seinen Hauptzügen. Wenn heute das große Experiment gemacht werden sollte, so würde der Staatengründer ein einziges Gesetz erlassen müssen, aus dessen Durchführung die ganze Gestalt der neuen Dinge hervorginge: das Gesetz, daß das Privateigenthum aufgehoben sei. Wohlgemerkt: das Privateigenthum an den Productionsmitteln. Alle Gegenstände, die geeignet sind, Bedarfsartikel zu erzeugen, als da sind: Grund und Boden, Fabriken sammt den Maschinen, Werkstätten sammt den Werkzeugen, Eisenbahnen, Schiffe und sonstige Transporteinrichtungen, kurz, sämtliche Productionscapitalien gehören im

socialistischen Staate nicht mehr einzelnen Menschen, sondern unterstehen der unmittelbaren Benutzung der Gesamtheit. Letztere betreibt die Fabriken, in denen Schuhe, Kleider, Zucker zc. hergestellt wird, sie läßt das Feld bestellen, Steinkohlen aus der Erde fördern u. s. w. Der Bürger arbeitet nicht mehr für eigene Rechnung, sondern für die gemeinsame Kasse. Wir sagten, die Produktionsmittel fallen in den Besitz der Gesamtheit. Der Begriff ist nicht bestimmt, man kann darüber zweifelhaft sein, ob es die Gesamtheit der Bürger einer Gemeinde, eines Staates oder gar der ganzen Welt sein soll. Wir wollen, vorbehaltlich der zu erwartenden Belehrung, annehmen, daß der Staat die Produktionsmittel in Besitz genommen habe und die Erzeugung der Bedarfsgegenstände von einer Stelle aus organisire. Die Industrien, welche sich heute in Privatbetriebe zersplittern, werden in große Genossenschaften vereinigt. In unsern Tagen haben schon einige Gewerbsanstalten eine socialistische Verfassung, z. B. die Eisenbahn. Aber die Socialisten sind im Recht, wenn sie sich dagegen wehren, daß die heutigen Staatsmonopole als ein Stück des vollendeten Socialismus anzusehen seien. Es fehlt bei jenen die Krönung des Gebäudes, die socialistische Vertheilung der erzeugten Güter. In einem Lande, in welchem das Tabaksmonopol besteht, wird allerdings das Gewerbe der Tabaksfabrikation für Rechnung der Gesamtheit betrieben, aber die Früchte dieses Produktionsprocesses bringt der Staat genau so in den Verkehr, als wenn das Gewerbe noch von Privatpersonen in hunderten von Fabriken betrieben würde. Im socialistischen Staate hört jeder Handel auf, die erzeugten Bedarfs-güter werden von den staatlichen Magazin-Verwaltern an die Consumenten vertheilt. An diesen Bedarfsartikeln gewinnt der Einzelne in dem Augenblicke, wo sie ihm verabreicht werden, Eigenthumsrecht. Insoweit besteht auch im socialistischen Staate Privateigenthum. Die Socialisten erklären es deshalb für Verleumdung, wenn man behauptet, sie wollten das Privateigenthum überhaupt abschaffen. Der Socialist Engels ruft es jedem, der deutsch verstehen kann, zu, daß „das gesellschaftliche Eigenthum sich auf die Erde und die anderen Produktionsmittel erstreckt und das individuelle Eigenthum auf die übrigen Produkte, also auf die Verbrauchsgegenstände.“ Aber was bedeutet dieses Privateigenthum an den Verbrauchsgegenständen? Es ist das Recht, das Brod, welches man

aus der Staats-Bäckerei erhalten hat, zu essen, das Kleid, das man aus dem Magazin der Schneider-Genossenschaft empfangen hat, über den Leib zu ziehen u. s. w. Dieses Eigenthumsrecht ist etwas so Selbstverständliches, es ergiebt sich so nothwendig aus dem Begriffe des Verbrauchsgegenstandes, daß es fast lächerlich ist, die Beibehaltung des gedachten Rechtes noch besonders zu betonen. Wenn nicht allein an den Produktionsmitteln, sondern auch an den Verbrauchsgegenständen das Privateigenthum aufgehoben würde, so könnte das nur den Sinn haben, daß die Verbrauchsgegenstände dem betreffenden Verbraucher vom Staate leihweise überlassen würden, also z. B. im Falle seines Todes, soweit sie bis dahin noch nicht konsumirt wären, nicht an die Kinder desselben mittels Erbgesetzes übergingen, sondern an den Staat zurückfielen. Die Bedeutung dieses Erbrechts, welches durch die Beibehaltung des Eigenthums an Verbrauchsgegenständen gerettet wird, schrumpft aber sehr zusammen; im Allgemeinen wird es, wie in socialdemokratischen Brochüren spaßhaft, aber zutreffend ausgeführt wird, nur zur Folge haben, daß gewisse Raritäten, Naturseltenheiten, Kunstwerke zc. den Familien des ursprünglichen Besitzers erhalten bleiben können. Ein solches „Recht“ ist, wie gesagt, nicht der Rede werth, und die socialistischen Bürger werden kein schmerzhaftes Opfer bringen, wenn sie ein Uebrigcs thun und auf dieses kuriose Erbrecht auch noch verzichten.

Die Gegenstände, welche im socialistischen Staate dem Einzelnen zugetheilt werden, können von demselben verzehrt, verbraucht, verschenkt, aber sie können nicht von ihm zu fernerer Production verwandt werden. Wollte jemand das Kleid, das Mobiliar, das Messer, welches er aus den Magazinen erhalten hat, seinem Nachbar mit der Maßgabe überlassen, daß dieser ihm dafür einen Zins, etwa in Form von Dienstleistungen, gewähre, so würde darin eine Defraudation erblickt werden müssen; denn hier läge eine private Production von Gütern vor, die im socialistischen Staate verboten ist. Wenn es erlaubt ist, Großes mit Kleinem zu vergleichen, so möchten wir die socialistischen Verbrauchsgegenstände mit denaturirtem Spiritus vergleichen. Den denaturirten Spiritus darf man zu allen möglichen gewerblichen Zwecken verwenden; aber trinken darf man laut Gesetzesvorschrift diesen Stoff nicht, selbst wenn man ihn trinken möchte. Im socialistischen Staate sind sämmtliche Verbrauchsgegenstände

denaturirt, nur gilt das Umgekehrte: man darf die Gegenstände konsumiren, aber nicht zu gewerblichen Zwecken verwenden. Was das Sparen anbelangt, so bleibt es auch im socialistischen Staate jedem unbenommen, von den Bedarfsgegenständen, die ihm regelmäßig zufließen, einen beliebigen Theil aufzuspeichern; aber verzinslich anlegen kann er diese Ersparnisse nicht, denn sie sind — um den Ausdruck beizubehalten — denaturirt. Wer heute für seinen Spargroschen eine Aktie kauft, erwirbt damit gewissermaßen das Stück einer Fabrik, Bank, Eisenbahn &c., die fortan für ihn arbeitet; im socialistischen Staate giebt es keine privaten, demnach auch keine Aktien-Unternehmungen und keine Aktien. Ebensowenig giebt es Pfandbriefe und sonstige zinstragende Papiere, da ja ein Zins, d. h. ein Entgelt für die Ueberlassung von Capitalien, nicht denkbar ist. Der Staat wird, wie er keine Steuern von den Bürgern eintreibt, so auch keine Anleihen aufnehmen; denn weil er alles, was überhaupt an Werthen erzeugt wird, von vornherein in Händen hat, so kann er, ehe er die Vertheilung beginnt, die Quote bestimmen, die er für Verwaltungs- &c. Zwecke zurückbehalten will. Staatspapiere (Schuldscheine über aufgenommene Anleihen) existiren also nicht.

Daß der socialistische Staat die Formen unserer Pacht, Miete &c. nicht kennt, braucht kaum erwähnt zu werden. Bemerken wollen wir nur noch, daß es dort auch kein Geld geben wird. Das Geld vermittelt den Tausch der Waaren: im socialistischen Staate wird kein Tauschverkehr getrieben.

Wie es sich in diesem Staate leben läßt, werden wir weiter unten betrachten.



## Kritik des socialistischen Staates.

---

Das heutige Gesellschaftssystem, sagen die Socialisten, ist ein ungerechtes, es überborthet den Arbeiter, indem es ihn der Klasse der Unternehmer tributpflichtig macht. Der bedeutendste Versuch, für die Ungerechtigkeit der bestehenden Ordnung einen wissenschaftlichen Beweis zu liefern, stammt von Karl Marx. Dieser Schriftsteller ist ob seiner Werththeorie, dem angeblichen Grundstein der socialistischen Lehre, von den Befennern der letzteren geradezu vergöttert worden; man hat lange Jahre gebraucht, um hinter den eigentlichen Sinn des Marx'schen Gedankens zu kommen, und eine nicht geringe Anzahl angesehener Socialisten hat bei diesem Bemühen das Genick gebrochen. Der Inhalt der gefährlichen Werththeorie ist folgender. Wenn zwei Waaren, z. B. ein Stück Leinwand und ein Stück Eisen, gegeneinander ausgetauscht werden, so muß in beiden Waaren etwas Gleichartiges stecken; denn sonst läme die Gleichung Leinwand = Eisen nicht zu Stande. Das Gleichartige in den beiden Waaren ist nun keineswegs in dem Umstande zu suchen, daß jede von ihnen Gebrauchswerth besitzt; im Gegentheil, der Tausch wird nur deshalb vorgenommen, weil in den beiden Waaren verschiedene Brauchbarkeiten stecken, die eine diesem, die andere jenem Bedürfniß dient. Das Gleichartige in beiden Waaren ist vielmehr ihre Eigenschaft als Erzeugnisse menschlicher Arbeitskraft; nur weil und insoweit in ihnen gewissermaßen menschliche Arbeitskraft gefroren oder, wie Marx sagt, geronnen ist, können sie im Tauschverkehr verglichen werden. Die in einer Waare steckende Arbeitskraft giebt also die Größe des Tauschwerthes der Waare an; das Stück Eisen ist soviel werth wie ein Stück Leinwand, weil in beiden Artikeln ein gleiches Quantum von Arbeitskraft krystallisirt ist. Dem könnte entgegengehalten werden, daß darnach der Tauschwerth

einer Sache um so größer wäre, je längere Zeit der betreffende Arbeiter auf die Herstellung derselben verwandt hätte, d. h. je fauler und ungeschickter der Arbeiter gewesen wäre. Diesem Einwurfe begegnet Marx dadurch, daß er von der Arbeit des einzelnen Individuums völlig abieht und den Begriff der gesellschaftlich nothwendigen Arbeitszeit in seine Rechnung einstellt. Gesellschaftlich nothwendige Zeit ist diejenige Zeit, welche erforderlich ist, „um irgend einen Gebrauchswerth mit den vorhandenen, gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit darzustellen.“ Jede Arbeit, mag sie im einzelnen Falle kurze oder lange Zeit in Anspruch genommen haben, mag sie von einem geschickten und fleißigen oder ungeschickten und trägen Arbeiter gethan sein, wird auf durchschnittliche Arbeit zurückgerechnet; drei Arbeitsstunden eines geschickten Arbeiters repräsentiren unter Umständen sechs Normal-Arbeitsstunden, während ein ungeschickter Teufel zwölf Stunden arbeiten muß, um eine Waare zu liefern, in der sechs Normalstunden stecken. Wenn diese Theorie, daß der Werth einer Waare ausschließlich von der Menge der bei ihrer Herstellung verausgabten durchschnittlichen Arbeitskraft abhängt, richtig ist, so ergiebt sich die Konsequenz von selbst, daß gerechter Weise diese Waare ausschließlich den Trägern der Arbeitskraft, den Arbeitern, gehöre und daß der Antheil, welchen der Unternehmer von dem Werth der Waare beansprucht, nichts als ein Raub sei.

Einer der ersten, welche die Marx'sche Werththeorie falsch auffaßten, war Lassalle. Wir haben eben gesagt, daß eine Waare, die in drei Stunden hergestellt worden ist, unter Umständen soviel werth ist, wie eine Waare, an der ungeschickte Hände zwölf Stunden sich abgemüht haben. Es ist eben das Pech des ungeschickten Arbeiters, daß er nicht im Besitze der gesellschaftlich nothwendigen Arbeitskraft sich befindet. Wie aber, wenn zwei Arbeiter, die mit der durchschnittlichen Arbeitskraft begabt sind, zwei Gegenstände herstellen, von denen der eine sehr, der andere wenig begehrt ist — besitzen dann diese zwei Waaren, in denen gleiche Arbeitsquantum stecken, den gleichen Werth? Ist die Frage, ob eine Waare von den Menschen als willkommenes Mittel zur Befriedigung eines Bedürfnisses sehnlichst erwartet worden ist, oder als überflüssig vom Publikum zurückgewiesen wird, durchaus gleichgiltig für die Bestimmung des Werths



der Waare? Der Gedanke erschien vielen Socialisten ungeheuerlich, und Vassalle suchte das aufsteigende Bedenken mit folgendem Sage zu beschwichtigen: „Wenn in der menschlichen Gesellschaft zum Beispiel eine Million Ellen Seide erforderlich ist und die Unternehmer fünf Millionen produciren, so haben sie zwar viel individuelle Arbeitszeit verschleudert, aber die gesellschaftliche Arbeitszeit, die in den Seidenwaaren steckt, ist nicht gewachsen, da das reale Bedürfnis aller Individuen nach Arbeit in Seide nicht gewachsen ist. Es steckt also jetzt nur dasselbe Quantum gesellschaftlicher Arbeit in den fünf Millionen Ellen Seide, wie früher in der einen Million.“ Aber mit dieser Bemerkung gab Vassalle die ganze Marx'sche Werththeorie Preis. Marx hatte behauptet, der Werth eines Dinges hänge einzig und allein von dem ab, was es an Arbeit gekostet habe; Vassalle sagte: der Kostenpunkt ist allerdings ausschlaggebend, aber nur insoweit, als das Arbeitserzeugniß ein vorhandenes Bedürfnis befriedigt. Damit fiel Vassalle aus der Theorie der Socialisten in die Theorie der herrschenden Volkswirtschaftslehre zurück. Letztere geht davon aus, daß der Tauschwerth einer Waare nicht einseitig durch die Produktionskosten, sondern nebenher durch den Bedarf bestimmt wird. Diejenigen, welche Waaren austauschen, legen sich nicht allein die Frage vor, welche Kosten ihnen die Beschaffung der Waare, die sie weggeben wollen, verursacht hatte, sondern sie ziehen des Weiteren in Betracht, welche Annehmlichkeit ihnen aus der Waare, die sie erhalten wollen, erwachsen werde. Marx führte den Tauschwerth einer Waare auf ihren Kostenwerth zurück, während er thatsächlich auf einer Verbindung von Gebrauchs- und Kostenwerth beruht. Ist letzteres aber richtig, haben, um mit Vassalle zu reden, unter Umständen fünf Millionen Ellen Seide keinen größeren Werth als eine Million, so sind diejenigen Leute, welche dafür sorgen, daß nicht vier Millionen Ellen Seide zuviel producirt werden, daß vielmehr die Production sich nach dem vorhandenen Bedarf richtet, eine nützliche Klasse von Menschen. Im heutigen Staate sind es die Unternehmer, welchen eine derartige Aufgabe zufällt. Da die Marx'sche Werththeorie unhaltbar ist, so erlebte sich demnach auch die Anlage, daß die Unternehmer einen unberechtigten Gewinn zögen. In der That weiß jeder, daß die Unternehmer, indem sie die Leitung der Production besorgen, insbesondere die [Bedarfs-

Berechnung vornehmen, eine ungemein schwierige, für das Gelingen des Productionsprocesses äußerst wichtige Function ausüben. Wenn die Socialisten den Beweis antreten, daß im herrschenden System die Vertheilung der Früchte, welche der Productionsproceß liefert, grundsätzlich ungerecht sei, insofern sämtliche Früchte den Arbeitern zufallen müßten, so geht es ihnen wie manchen beweislustigen Menschen: sie beweisen zuviel und deshalb nichts. Der Unternehmergewinn ist wirtschaftlich gerecht, und der principielle Angriff der Socialisten muß zurückgewiesen werden; aber das schließt keineswegs aus, daß im einzelnen Falle, ja, in einer großen Anzahl von Fällen das Verhältniß zwischen Arbeitslohn und Unternehmergewinn ein ungerechtes ist. Auch wir sind nicht so selbstzufrieden, daß wir das Maß, nach welchem heute die Vertheilung der Güter erfolgt, als ein ideales betrachteten, auch wir wünschen die Grenze für den Antheil des Arbeiters an den Früchten der Unternehmung möglichst weit hinauszudehnen; aber dieser Standpunkt führt nicht zum Socialismus, sondern zu Reformen innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung.

Von der Marx'schen Werththeorie wird, wie schon bemerkt, in socialdemokratischen Kreisen regelmäßig mit dem Ausdrücke tiefster Ehrfurcht gesprochen. Manche Socialisten erklären sie für das Fundament des socialistischen Systems, das mit der Richtigkeit der Werththeorie stehe und falle. Wir sind anderer Ansicht. Wir halten diese Theorie für falsch, aber wir sehen nicht ein, inwiefern ein Beweis, der die Marx'sche Werththeorie vernichtet, damit auch die Idee des Socialismus zu Falle brächte. Nichts steht im Wege, daß die wissenschaftlichen Ausführungen des Karl Marx Irrthümer sind und bei alledem der Socialismus etwas Gutes und etwas Besseres als das herrschende Wirtschaftssystem wäre. Die Frage bleibt nämlich offen, ob nicht Zweckmäßigkeitsgründe die Umwandlung des heutigen in den socialistischen Staat gebieten. Es giebt zwei Formen des wirtschaftlichen Betriebes: die Privatwirtschaft und die Gemeinwirtschaft. Die erstbezeichnete Form ist heute die Regel; das Nebeneinanderarbeiten der selbstständigen Einzelwirtschaften führt aber nach Ansicht der Socialisten zu einem Zustande der wirtschaftlichen Anarchie, zu einer regellosen Production ins Blaue hinein. Die Gemeinwirtschaft, bei der die Menschen nicht nur für einander,

sondern auch mit einander produciren, sei dagegen die wirthschaftlich höher stehende Lebensform, insofern sie eine Production ermögliche, die planmäßig bis ins Einzelne geregelt würde, bei der an Stelle des verschwenderischen und primitiven Kleinbetriebes der sparsamere und technisch vollkommenere Großbetrieb trete, bei der überhaupt jede Vergeudung von Sachen und Kräften (wie sie z. B. heute in der Honorirung des Speculanten, Händlers u. vorkomme) wegfallt und bei der schließlich die Vertheilung der erzeugten Güter nach dem Ideale der Gerechtigkeit bewirkt werden könne. Sehen wir zu, ob der Socialismus dieses glänzende Versprechen halten würde.

Die erste Frage lautet: Ist der Socialismus productiver als das System der Privatwirthschaft?

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob es gar keine üble Idee wäre, sämtliche Bedarfsartikel in großen Staats-Werkstätten fabriciren zu lassen. Aber im socialistischen Gemeinwesen fehlt etwas, was in der heutigen Gesellschaft als der schärfste Sporn zur Thätigkeit wirkt: der persönliche Vortheil. Es giebt nichts auf der Welt, was den Menschen so sehr zur äußersten Kraftentfaltung anstachelt, wie die Aussicht, daß die Frucht der Anstrengung ihm gehöre. Wir brauchen das kaum des Weiteren auszuführen; es handelt sich hier um einen Zug der menschlichen Natur, der so fest gegründet ist, wie der Trieb der Selbsterhaltung. Das Sittengesetz verlangt, daß der Eigennuß gezügelt werde, aber es verlangt nicht, an die Stelle des Eigennusses zu treten. Man kann dieses Verhältniß mit den Beziehungen vergleichen, welche zwischen menschlichem und göttlichem Recht überhaupt bestehen. Durch das göttliche Recht, die Gebote der Liebe, Barmherzigkeit u., soll das irdische Recht veredelt, in seinem Inhalt vertieft, aber es soll durch jenes nicht ersetzt und überflüssig gemacht werden. Es wäre falsch, wenn ein Volk auf die geschriebene Verfassung verzichten wollte, weil das ungeschriebene (göttliche) Recht Volk und Fürst zu gegenseitiger Treue verpflichtet. So ist auch der Eigennuß wohl der Veredelung fähig, aber nicht ersetzbar, namentlich nicht ersetzbar, soweit es sich um die alltäglichen Verrichtungen und Geschäfte des Lebens handelt, bei deren Besorgung das Gefühl für den sittlichen Hintergrund der Arbeit sich abzustumpfen pflegt. In dem unmittelbaren Gewinn, der dem einzelnen Menschen aus seiner Thätigkeit erwächst, ist eine Prämie zu erblicken, welche

die Gesellschaft für wirthschaftliche Leistungen aussetzt. Ein großer Theil der Güterproduction kommt erst dadurch zu Stande, daß anscheinend waghalsige Experimente den Boden für die Saat ebnen; eine Reihe von Unternehmungen der ersten Generation geht unter, damit die zweite Generation, durch Erfahrung gewizigt, zu ernten vermöge. Die Verluste, welche in solchen Fällen den Einzelnen treffen, mögen bei oberflächlicher Betrachtung als eine aus der planlosen Güterproduction hervorgehende Vergeudung erscheinen; in Wirklichkeit bilden sie häufig eine für die Gesamtheit höchst productive Ausgabe. Der Träger dieses wirthschaftlichen Pioniersystems, dem der Staat noch durch Patent-, Musterchutz- u. Gesetze eine Stütze verleiht, ist die auf Gedeih und Verderb arbeitende Einzelunternehmung. Die Noth ist die Mutter der Erfindungen. Im socialistischen Staate schrumpft das unmittelbare Interesse, welches der Einzelne an dem Erfolg seiner Arbeit besitzt, auf ein Witziges zusammen. Der materielle Ansporn reducirt sich hier auf die Erwägung, daß die Gesamtarbeit nur gelingen kann, wenn alle Theilarbeiten planmäßig vollendet werden. Dem Arbeiter, welcher müßig geht oder in Muthlosigkeit verfällt, wird das Schreckbild vorschweben, daß, wenn die übrigen Arbeiter sich ebenso verhalten würden, die Gesellschaft zu Grunde gehen müßte. Wir wollen nicht behaupten, daß eine derartige Erwägung gänzlich wirkungslos sei; aber sie enthält nach aller menschlichen Erfahrung bei Weitem nicht die überzeugende Kraft, welche dem Privatinteresse innewohnt. Sie mag in einzelnen Fällen, wo es sich, wie im Kriege, um die Abwendung unmittelbarer Lebensgefahr handelt, ausreichen, in dem gewöhnlichen Getriebe des Daseins, in den kleinen, öfters lästigen Diensten, bei denen die Bedeutung für das Gesamtziel wenig ins Auge springt, wird sie fast durchweg versagen. Gesamtgut, sagt treffend der Volkswitz, ist Verdammtgut.

Die Socialisten verweisen nun auf den Ehrgeiz, die Menschenliebe und glauben in diesen Trieben den nothwendigen Sporn zur Thätigkeit zu finden. Auch wir räumen den Aeußerungen des Gemüths einen tiefgehenden Einfluß auf das Erwerbswesen ein, aber es hieße die Natur des Seelenlebens verkennen, wenn man seine Regungen zur wirthschaftlichen Triebfeder machte. Jene Tugenden kommen erst zur höchsten Entfaltung auf dem Boden des privaten Schaffens; nur wo die Selbstständigkeit der Individuen gesichert und ausgebildet ist, Ehlers, Der Kampf gegen die Socialdemokratie. 4

kann der Gemeinsinn zur vollen Blüthe gelangen. Es muß das hervorgehoben werden gegenüber der anspruchsvollen Manier mancher Socialisten, sich als die Verwalter der Sittlichkeit hinzustellen und die heutige Gesellschaft für einen Höllenpfuhl zu erklären. Die permanente Feiertagsstimmung, in der die Inassen des socialistischen Staates sich befinden werden, erhält die richtige Illustration durch die eiserne Zucht, mit welcher die Regierung dieses Gemeinwesens ihres Amtes waltet. In der That ist diese eiserne Zucht für den socialistischen Staat unentbehrlich. Man wird versuchen, durch ein peinliches Controlsystem das Fehlen des persönlichen Interesses auszugleichen; allerdings vergeblich.

Die Steigerung der Güterproduction beruht aber nicht allein darauf, daß die im Produktionsproceß beschäftigten Kräfte zur ausgedehntesten Anstrengung angespornt werden, sondern ebenso sehr auf dem Umstande, daß eine Quote der erzeugten Güter der Consumption entzogen und für die künftige Production aufgespart werde. Im socialistischen Staat ist für die Sparthätigkeit der Bevölkerung kein Raum mehr, weil niemand Ersparthes productiv anlegen kann. (Das Auffammeln von Möbeln, Gemälden zc., welches auch im socialistischen Staate dem Familienvater erlaubt ist, kommt nicht in Betracht.) Soweit die Ausscheidung eines Theiles der erzeugten Güter für die Zwecke der künftigen Production nothwendig ist, besorgt der Staat die Aufgabe; er allein kann und muß sparen. Die ungeheure Ueberlegenheit des privatwirthschaftlichen Systems, welches gewissermaßen die Lockspeise über das ganze Land verstreut und an allen Ecken und Enden den Spartrieb entzündet, tritt um so mehr hervor, wenn man bedenkt, daß der Abzug, den im socialistischen Staat die Regierung von der erzeugten Gütermasse zu machen hat, immer eine unpopuläre Maßregel sein wird.

Die Hoffnungen, welche die Socialisten sich von der Productivität ihres Wirthschaftssystems machen, sind ausschweifend. In einer socialistischen Flugschrift von J. Stern heißt es, daß „die noch nothwendige menschliche Arbeit im socialistischen Gemeinwesen eine verhältnißmäßig geringe und, auf die Zahl der Arbeitsfähigen repartirt, eine minimale sein wird. Jedem, der sich ausweist, sein Arbeitsquantum verrichtet zu haben, steht das unbeschränkteste Recht auf jedweden Consum in jedweder beliebigen Quantität zu.“ Dieses Paradies soll

hauptsächlich dadurch heraufgeführt werden, daß die Maschinenarbeit in bisher nicht gekanntem Umfange an die Stelle der Menschenarbeit tritt. Die Thätigkeit der großen Menge des Volkes wird nach dieser Auffassung darin bestehen, daß jeder täglich ein paar Stunden die ihm zugewiesene Maschine bedient, bezw. an der Reparatur alter und der Herstellung neuer Maschinenwerke arbeitet. Der Schematismus, nach welchem der Socialismus sich die Welt aufbaut, tritt auch hier zu Tage. Während heute individualisirt wird, die Maschine für den einen, die Handarbeit für den anderen Theil der Gütererzeugung in Anspruch genommen und somit ein zweckmäßiges Zusammenwirken verschiedenartiger Kräfte erzielt wird, ein Verhältniß, welches beständig wechselt und häufig erst zum richtigen Maß gelangt, nachdem Groß- und Kleinbetrieb sich scharf bekämpft haben, besteht der socialistische Staat — in der Phantasie — aus einem großen Maschinenhause. Wir möchten nur den Rath geben, daß dem privatwirthschaftlichen System noch eine gewisse Lebensdauer verstattet werde, damit die nöthigen Maschinen auch erfunden werden; sonst wird, wie wir fürchten, die Schläfrigkeit, welche den Unternehmungssinn der socialistischen Staatsbürger dämpft, dazu führen, daß die menschliche Arbeitskraft für zahllose beschwerliche und unangenehme Beschäftigungen nach wie vor in Bewegung gesetzt werden muß.

Die zweite Frage lautet: Ist der Communismus im großen Stile möglich?

Für die Bejahung dieser Frage können Erfahrungen aus der Vergangenheit keinen Anhalt bieten, da größere Gemeinwesen, die auf socialistischem System errichtet waren, nicht existirt haben. Was es bislang an communistischer Praxis gegeben hat, ist Socialismus in Miniaturausgabe. Bemerkenswerth ist auch, daß die praktischen Versuche dieser Art, die namentlich in den Vereinigten Staaten von Amerika gemacht worden sind, meistens neben dem wirthschaftlichen Charakter einen Stich ins Religiöse aufwiesen. Es scheint, als ob die Gründer socialistischer Colonien der zusammenfassenden Kraft ihres ökonomischen Systems nicht völlig vertrauen und deshalb gern dazu greifen, den religiösen Fanatismus als Vorspann für ihre abenteuerliche Fahrt zu benutzen. Jedenfalls haben die Experimente eine Bedeutung für Theorie und Praxis des Socialismus bis jetzt nicht gewinnen können.

Aber, wird man einwerfen, wenn wir auch keine socialistischen Gemeinwesen haben, so besitzen wir doch im heutigen Staate Gebiete des Gewerbebetriebes, welche socialistisch organisirt sind, die Staatsmonopole; was hier für einzelne Stüde möglich ist, wird auch für das Ganze durchführbar sein. Wir haben schon oben angedeutet, daß allerdings gewisse Gewerbe, wie z. B. in Preußen und manchen anderen Ländern der Eisenbahnbetrieb, nach den Grundsätzen der Gemeinwirthschaft eingerichtet sind, daß aber ein vollendeter Socialismus hier nicht vorliegt, insofern die Ergebnisse dieser „Productivassocationen“ durchaus nach privatwirthschaftlichem System behandelt werden. Erst wenn die Aenderung einträte, daß an die Arbeiter dieser Gewerbe, die gegenwärtig vom Unternehmer Staat abgelohnt werden, die erzeugten Producte oder doch ihr Werth vertheilt würden, könnte man von einem Stück wirklichen Socialismus reden. Aber auch abgesehen von diesem Gesichtspunkt, läßt sich aus der Möglichkeit der heutigen Staatsgewerbe noch nicht auf die Möglichkeit des socialistischen Staats schließen. Gegenwärtig kann sich die Gesellschaft diejenigen Productionszweige, deren Betrieb sie auf Rechnung der Gesamtheit führen will, aussuchen. Ob sie nicht besser daran thäte, auch hier die private Bewirthschaftung walten zu lassen, steht nicht zur Frage; hat sie sich einmal entschlossen, ein Gewerbe in Regie zu nehmen, so wird sie ein solches wählen, welches für den mechanischen Großbetrieb besonders geeignet erscheint, vielleicht von Natur bereits monopolartigen Charakter aufweist. Aber selbst in diesen ausgesuchten Fällen zeigt sich regelmäßig die Schwäche des Monopol-Betriebes so deutlich, daß gewichtige Gründe nicht-ökonomischer Art nothwendig sind, um diese Form der Wirthschaft annehmbar zu machen. Häufig bedeutet das ganze Monopol nichts als den Versuch, auf bequeme Weise die Steuern hereinzubringen; dann ist auf diesen Zweck die Einrichtung zugeschnitten.

Wenn demnach die Staatsgewerbe, die auf allen Seiten von Privatwirthschaften umgeben und beeinflusst werden, nichts für die Durchführbarkeit des communistischen Gemeinwesens beweisen, so sind wir leider wieder auf blanke Wahrscheinlichkeitsrechnungen angewiesen. „Ob das neue Princip (des Socialismus) realisirbar ist oder werden kann“, meint Schäffle, der in seiner bereits erwähnten Schrift („Die Quintessenz des Socialismus“) dem Socialismus bis zur Grenze des

Menschenmöglichen entgegenzukommen versucht hat, „vermag zwar jetzt wohl Niemand sicher zu sagen. Daß es jetzt noch und wohl noch längere Zeit nicht ausführbar ist, gilt uns als gewiß.“ Dieser Bescheid ist vorsichtig gefaßt, aber für die praktische Politik läuft er ungefähr auf dasselbe hinaus, zu welchem ein radikal absprechendes Urtheil gelangt. Schließlich ist es auch unvermeidlich, daß man bei Erörterung der Frage, ob der Socialismus möglich sei, gewisse Zustände, Verhältnisse von Personen und Sachen, als gegebene Voraussetzungen betrachtet. Bis zu welchem Grade dies erlaubt sei, kann freilich nicht im Voraus bestimmt werden. Die Socialisten werfen ihren Gegnern vor, daß sie bei der gedachten Erörterung sich nicht genügend aus den Zuständen der heutigen Gesellschaft herausdenken, vielmehr die verkümmerten Menschen und unvollkommenen Sachen des heutigen Staats in das socialistische Zukunftsgebilde hineinschmuggeln; andererseits ziehen die Socialisten den Tadel auf sich, daß sie ihren Staat nicht mit Menschen, sondern mit Engeln bevölkern und die Sprödigkeit der Naturkräfte so wenig beachten, wie der selige Fourier, der die socialistischen Seeschiffe von fromm gewordenen Walfischen ziehen ließ.

Wir gehören zu denen, welche sich von der Durchführbarkeit des socialistischen Staates nicht haben überzeugen können, weder soweit die Anordnung der Production, noch die Bestimmung des Bedarfs, noch endlich die Vertheilung der Bedarfsgüter an die einzelnen Bürger in Frage kommt.

Gegenüber der ungeheuren Aufgabe der Behörde, welche im socialistischen Staat die Güter-Erzeugung zu leiten hat, würde alle bisherige Regierungs-Arbeit die reine Spielerei sein. Es handelt sich nicht allein um die Organisation der Fabrik-Arbeit, die in geschlossenen Räumen und in größerem Maßstabe gethan wird, sondern auch um die Leitung aller jener Einzelleistungen in Handwerk, Ackerbau, Transportdienst x., deren die Volkswirtschaft nicht entathen kann. Die Thätigkeit der Behörde wird zuvörderst darin bestehen, den Arbeitern ihren Platz im Produktionsgetriebe anzuweisen, sie zu gruppiren und an die Stellen zu versetzen, an denen das Arbeitsfeld Blößen aufweist; des Weiteren hat die Behörde durch ein umfassendes Controlsystem, welches seine Fühler wiederum nicht nur in die Fabrikfäle, sondern bis in die abgelegenste Wohnstätte des Ackerbauers zu



erstrecken hat, die ordnungsmäßige Ausführung der Arbeit, die ehrliche Ablieferung bezw. Verrechnung der erzeugten Güter zu sichern, Vergebung von Staatsmaterial, Unterschlagung von Verbrauchsartikeln zu verhüten u. s. w. Man mag sich den socialistischen Staat noch so reichlich mit Maschinen ausgestattet, die Kleinbetriebe in noch so ausgedehntem Umfange zu Großgewerben centralisirt denken, immer werden doch unzählige Produktionshandlungen übrig bleiben, deren Vollzug wie heute in örtlich isolirten Wirthschaften stattfinden wird. Die Aufsicht über diese Splitter der allgemeinen Production wird selbst dann eine Hertulesarbeit sein, wenn die Behörde nicht so ins Detail geht, hinter jedes eierlegende Huhn einen überwachenden Gensdarm zu stellen.

Um Art und Umfang der Production zu bestimmen, hat die Behörde den Bedarf festzustellen. Die Beantwortung der Fragen, wieviel Ackerland mit Roggen zu bebauen, welche Menge von Schuhen herzustellen, welche Zahl von Arbeitern zur Flußschifffahrt zu commandiren sei, setzt eine Consumtions-Statistik voraus, deren Ungenauigkeit sich durch empfindliche Verluste (an überflüssigen Lagern) oder (bei Unterschätzung des Bedarfs) durch Hungersnoth rächen würde. Die Fehler, welche die leitende Behörde in der Bedarfsberechnung machen würde, wären ungleich gefährlicher, als die Irrthümer, die sich in der heutigen Gesellschaft die Producenten bei Ueber- oder Unter-Production zu Schulden kommen lassen. Hier spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß eine allgemein einseitige Verkennung der Marktlage nicht eintrete, daß vielmehr der speculative Fehlgriß des einen Theiles der Producenten durch die in entgegengesetzter Richtung gehenden Operationen des anderen Theiles ausgeglichen werde; im socialistischen Staat dagegen fällt die Wirkung des Rechenfehlers, der sich in den Bedarfsanschlag eindrängt, mit ungeschwächter Wucht auf die wehrlosen Consumenten.

Das Schwierigste indeß unter den Schwierigkeiten, welche der socialistischen Regierung das Leben sauer machen, ist die Vertheilung der Bedarfsartikel an die Bürger. Nach welchem Maßstab erfolgt die Vertheilung? Das Programm der deutschen Socialdemokratie von 1875 spricht sich darüber nicht klar aus. Es verlangt eine „gerechte Vertheilung des Arbeitsertrages“ und erklärt ferner, daß „das gesammte Arbeitsproduct der Gesellschaft, das heißt allen ihren Gliedern, gehöre, bei

allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen“. Mit dieser Directive ist wenig anzufangen, es sei denn, daß man unter Vertheilung „nach gleichem Recht“ einfach eine Vertheilung gleicher Portionen verstände. Dann wäre allerdings die Schwierigkeit sehr vermindert. Und in der That giebt es Socialisten, die für ihren Staat die Forderung aufstellen, daß alle Arbeiter, mögen sie geschickt oder ungeschickt sein, den gleichen Antheil an den erzeugten Gütern erhalten. Auf dem Gothaer Congreß wünschte ein treuherziger Socialdemokrat aus der Provinz Hannover, daß im Programm auch der Grundsatz aufgestellt werde, von jedem gleiche Leistungen zu fordern. In der That ist die gleiche Leistung die Consequenz des gleichen Antheils; da aber auch im socialistischen Staat die Verschiedenartigkeit der Naturanlagen nicht ausgelöscht sein wird, so läßt sich annähernd das Ideal der gleichen Leistung nur dadurch verwirklichen, daß man das von jedem zu erwartende Arbeitsquantum möglichst niedrig ansetzt. In origineller Weise gehen einzelne Socialisten der Schwierigkeit der Antheilsbestimmung dadurch aus dem Wege, daß sie erklären, im socialistischen Staate könne sich jeder aus den Magazinen so viel an Bedarfs Gütern holen, wie er nur wolle. Es lohnt nicht, diesem Hirngespinnst, welches auf eine bis ins Unendliche gesteigerte Fruchtbarkeit der Production zählt, weiter nachzugehen. Ernsthafter ist der Vorschlag, den Marx'schen Werthbegriff zur Grundlage der Vertheilung zu machen. Darnach hätte die socialistische Behörde ein — bildlich gesprochen — Normalmaß für Durchschnittsarbeit anzufertigen, mittels dessen bei jedem Erzeugniß, welches von dem Arbeiter eingeliefert würde, der Werth festzustellen wäre. Entsprechend der Höhe des Werthes würden dann Anweisungen auf Bedarfsartikel ausgefertigt und an den Arbeiter verabfolgt. Wie aber berechnet man diese Durchschnittsarbeit und wie führt man sog. qualificirte Arbeit (hervorragende Leistungen) auf Durchschnittsarbeit zurück? Die Vertheilung auf Grundlage der Marx'schen Werththeorie geräth noch an eine andere Klippe. Der Werth eines Products wird nach Marx, wie oben ausgeführt worden ist, ausschließlich durch die in ihm „geronnene“ Arbeitszeit bestimmt, die Brauchbarkeit des Products bleibt völlig außer Betracht. Der socialistische Taxator, der den Werth zweier Erzeugnisse festzustellen und denselben zu Gunsten der Ueberbringer zu honoriren hätte,

würde keinen Unterschied in der Bemessung der Werthhöhe machen dürfen, gleichgiltig, ob das eine Product höchst brauchbar, das andere nach Lage des augenblicklichen Bedarfs höchst überflüssig wäre. Die Folge würde sein, daß sich die socialistischen Vorrathskammern mit allen möglichen Ladenhütern füllten. Der Socialist wird entgegen: das kann deshalb nicht der Fall sein, weil in meinem Staat die Thätigkeit derart geleitet wird, daß keine überflüssigen Erzeugnisse angefertigt werden. Aber selbst wenn der socialistische Staat in der Bevormundung seiner Inassen bis an die Grenze des Möglichen ginge, würden immer noch zahllose Einzelleistungen vorkommen, die der betreffende Arbeiter vornehmen müßte, ohne sich vorher bei der Behörde erkundigen zu können, ob die Leistung auch für die Gesellschaft brauchbar sei.

Man könnte nun fragen: warum sperrt denn der Socialismus sich dagegen, bei der Taxation der Arbeiten den Gebrauchswert des Arbeitszeugnisses mit in Betracht zu ziehen? er würde solchenfalls zwar der Theorie des Karl Marx den Abschied geben, aber doch einen praktischen Vertheilungsmaßstab finden. Schäßle ertheilt den Socialisten den Rath, sich mit einem solchen Gedanken zu befreunden; sonst habe ihr Staatsideal keine Aussicht und keinen Anspruch auf Verwirklichung. Dieser Vorschlag hat in der socialistischen Literatur nur schwachen Anklang gefunden, die consequenten Socialisten weisen ihn mit Entrüstung zurück. Von ihrem Standpunkt aus haben sie Recht. Würde die socialistische Behörde die Befolgung des einzelnen Arbeiters in der Weise bemessen, daß sie nicht nur die Arbeitsstunden zusammenrechnete, sondern auch die Brauchbarkeit des in dieser Zeit erzielten Arbeitsproducts veranschlagte, so würde einer bodenlosen Ungerechtigkeit Thor und Thür geöffnet. Denn der socialistische Arbeiter, der mit seinen Leistungen hinter dem Genossen zurückbliebe, würde dies in vielen Fällen auf den Umstand zurückführen, daß die Behörde ihn an den ungünstigen, jenen an den günstigen Platz gestellt habe. Die Regierung des socialistischen Staats würde mit Recht die herbsten Vorwürfe auf sich laden, wenn sie den einzelnen Arbeiter an einen bestimmten Ort resp. an eine bestimmte Beschäftigung bände und den Bedauernswerthen nun für die an diesem Ort oder in dieser Beschäftigung auftretenden Schwierigkeiten büßen ließe. Will die Behörde die Leistung nach ihrer Brauchbarkeit abschätzen und

belohnen, so darf sie dem Arbeiter nicht vorschreiben, was und wo er arbeiten soll, sondern muß ihm die Wahl der Beschäftigung, wie des Beschäftigungsortes frei stellen. Damit ginge aber wieder der ganze socialistische Staat auseinander. Die Einführung des Gebrauchswerthes in die socialistische Taxation ist also nicht angängig.

Die in Obigem angegebenen Schwierigkeiten sind die hauptsächlichsten Hindernisse, welche der Existenz eines socialistischen Staats entgegenstehen. Unseres Erachtens sind sie so bedeutend, daß sie die Rückbildung des auf künstlichem Wege geschaffenen socialistischen Gemeinwesens in den auf Privattwirthschaft gegründeten Staat herbeiführen müßten.



## Ist der Zustand im socialistischen Staat ein wünschenswerther?

---

Die Annahme, daß der socialistische Staat nicht undurchführbar, sondern möglich sei, läßt noch immer die Frage offen, ob die Bürger in demselben ein glücklicheres Leben führen würden, als ihnen dies im modernen Staate zu erreichen gestattet ist. Wir glauben uns bei Beantwortung dieser Frage kurz fassen zu können, da schon in den bisherigen Ausführungen der Prüfstein für die Echtheit des Goldes, welches der socialistische Willbach mit sich führt, zu finden ist. Das Urtheil über den socialistischen Staat läßt sich in den Satz zusammenfassen: was man von ihm erhoffen kann, ist im höchsten Grade zweifelhaft; was man von ihm fürchten muß, ist in höchstem Grade sicher. Nach menschlicher Voraussicht wird die Erwartung, daß dem einzelnen Arbeiter im socialistischen Staat ein größerer Antheil an Bedarfs Gütern als bisher zufallen werde, zu Schanden werden, da die Productivität der Volkswirtschaft mit dem Wegfall des Privatinteresses eine empfindliche Schmälerung erfahren muß. Man wird sich irren, wenn man einfach annimmt, daß die Gütermenge, welche heutzutage die Unternehmer und Capitalisten in Form von Gewinn und Zins an sich ziehen, in Zukunft den Antheil der Arbeiter verstärken werde. Die Unternehmer und Capitalisten werden allerdings verschwinden, aber mit ihnen werden sich jene Ertragsgewinne verflüchtigen. Die Arbeiter des socialistischen Staats werden voraussichtlich zufrieden sein müssen, wenn sie für sich und die Armee der Staatspensionäre — die Neigung, sich auf das Altentheil zurückzuziehen, wird ohne Zweifel ins Kraut schießen — das Nothwendigste beschaffen. Der Reichtum, den die Socialisten dem Zukunftsstaat

nachrühmen, beruht auf Illusionen. Dagegen ist eine gewisse Armuth, von der die Socialisten weniger sprechen, mit dem Begriffe ihres Gemeinwesens untrennbar verknüpft: die Armuth an Freiheit. Der socialistische Staat kann die freie Bewegung seiner Bürger nicht dulden, wenn er sich nicht an den Rand des Abgrundes bringen will. Daß die Socialisten dies zu leugnen versuchen, würde ganz unbegreiflich sein, wenn man nicht bedächte, daß ein Zugeständniß die vollkommenste Discreditirung des Socialismus wäre. Aber das Leugnen bringt die Wahrheit nicht aus der Welt, daß der Socialismus das Grab der individuellen Freiheit ist. In geradezu unerträglicher Weise muß sich dies zeigen, insoweit die Behörde die Vertheilung der Arbeiten vornimmt. Eine Berufswahl, wie wir sie kennen, paßt nicht in den socialistischen Staat. Schäßle ermahnt die Socialisten eindringlich, dafür zu sorgen, daß die Freiheit des Berufes einigermaßen erhalten bliebe, weil sonst kein Mensch in ihrem Staate wohnen möchte; aber er hat gut reden, ein Staat, der alle Productionsmittel annectirt hat, die gesammte Arbeit leitet und für die Deckung der Bedürfnisse seiner Bürger verantwortlich ist, würde sehr unklug handeln, wenn er letzteren die Wahl der Beschäftigung anheimstellte. Er muß vielmehr das Recht besitzen, den neu eintretenden Arbeiter, der Vorliebe für die Schlosserei zeigt, ohne Weiteres in die Schuhfabrik zu stecken, wenn eben letztere nicht genügend mit Arbeitern besetzt ist. Wir bezweifeln nicht, daß die socialistische Behörde sich die größte Mühe geben werde, bei der Berufsbestimmung möglichst den Wünschen der betreffenden Personen entgegenzukommen; wir wollen auch einmal voraussetzen, daß die Erfindung von Maschinen, mittels welcher die unangenehmen Arbeiten geleistet werden könnten, noch einen bedeutenden Aufschwung nehmen werde, eine Hoffnung, welche die socialistischen Führer mit großem Fleiß nähren, weil z. B. die schmutzige Arbeit des Schornsteinfegens oder Straßenkehrens sich schwer im System der socialistischen Gleichheit unterbringen läßt. Dies alles kann in vielen Fällen die Aufhebung der Berufswahl vergessen machen, in zahlreichen anderen Fällen wird es nicht genügen, die in verhasste Beschäftigungen gezwungenen Personen vor Unlust und Erbitterung zu bewahren. Wie aber der socialistische Staat bei Strafe ärgster Productionstörung nicht darauf wird verzichten können, seinen Bürgern den Beruf anzuweisen, so wird er ihnen gegenüber auch diejenigen

Grundsätze zur Anwendung bringen müssen, die der heutige Staat bei Controlirung und Gruppierung seiner Beamten beobachtet. Ein Arbeiter, welcher seine Thätigkeit unterbrechen will, bedarf des Urlaubs; ein Arbeiter, der an seinem Geburtsort nicht mehr nöthig ist, wird dorthin veretzt, wo man seiner bedarf, gleichgiltig, ob persönliche Wünsche ihn an den ersteren Platz fesseln. Mit einem Worte, der Mensch als Producent ist umgeben von einem Netz staatlichen Zwanges, welches ihm nicht erlaubt, den Ellenbogen zu rühren. Aber der Consumant wird ebenfalls verspüren, daß der Staat ihn an einem Seile führt. Wenn man sich nicht zu der phantastischen Vorstellung aufschwingt, daß im socialistischen Staat Bedarfsgüter aller Art in Fülle und Fülle vorhanden sein werden, eine Vertheilung der Güter somit gar nicht Platz greife, sondern jeder Arbeiter beliebige Mengen aus den Staatsmagazinen entnehmen könne — wenn man diese leichtsinnige Voraussetzung nicht mitmachen will, so bleibt nur die Annahme übrig, daß der socialistische Staat seine Vorschriften auch auf die Consumption der Bürger erstrecken werde. Eine regellose Consumption würde den Staat ebenso in Verwirrung bringen, wie eine regellose Production. Sofern es in das Belieben des Einzelnen gestellt würde, in welcher Weise er sein Nahrungs-, Kleidungs-, Wohnungs- u. Bedürfniß befriedige, läme die Behörde bei der ihr obliegenden Bedarfsberechnung in arge Verlegenheit. Sie wird deshalb nicht umhin können, für die Befriedigung der Tagesbedürfnisse eine gewisse Schablone zu benutzen; je mehr die Herstellung der Bedarfsgüter im Großbetriebe erfolgt, z. B. das Essen in riesigen Staatsküchen zugerichtet wird, um so näher liegt es, die Bedürfnisse über einen Leisten zu schlagen. Welche Folgen die Gleichförmigkeit des wirthschaftlichen Lebens auf das Familienleben, das Erziehungs- wesen, das öffentliche (politische) Leben u. ausüben werde, läßt sich nur dunkel ahnen; daß sie nicht ausbleiben und daß sie keine günstigen sein werden, glauben wir behaupten zu dürfen. Die Socialisten nehmen es gewaltig übel, wenn man ihren Staat eine Kaserne nennt; aber der socialistische Schematismus, die Aushebung der Arbeits- Rekruten, die Beurlaubung, die Abcommandirung und Veretzung der Arbeits-Soldaten in andere Regimenter, die Beföstigung aller oder eines Theiles der Arbeiter mittelst großer Cantinen u. erinnern thatsächlich an militärische Gepflogenheiten. Nur werden natürlich an

den Wänden der socialistischen Kaserne Plakate hängen, welche die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verkünden.

Der Socialismus erklärt, daß der Arbeiter in drückender Lohnknechtschaft sich befinde, und um ihn zu befreien, nimmt er ihm jede wirthschaftliche Unabhängigkeit; der Socialismus will den Arbeiter geistig emanzipiren, und zu diesem Zwecke unterwirft er ihn einer Vormundschaft, die von der Wiege bis zum Grabe dauert; der Socialismus will den Arbeiter aus der Gleichförmigkeit eines dürftigen Consums erretten, und darum erfindet er ein Wirthschaftsprincip, welches die Productionsfähigkeit der Gesammtheit lähmt und die Befriedigung der Einzelbedürfnisse in die vom Staat vorgeschriebene Uniform zwingt.





## Gegenmittel.

---

Der Kampf gegen den Socialismus, der sich auf der Bühne des öffentlichen Lebens abspielt, unterscheidet sich in bemerkenswerthem Grade von dem Kampf um andere wirthschaftliche Probleme. Wer z. B. das System des Schutzzolles bekämpft, wendet sich gleichmäßig gegen Praxis, wie Theorie des Schutzzolles, weist die Schädlichkeit der bestehenden Schutzzölle nach und sucht des Weiteren die Anhänger der Schutzzolllehre zu bekehren. Der Kampf gegen den Socialismus ist dagegen heutzutage fast ausschließlich der Kampf gegen eine Lehre. Diese Thatsache ist nicht einfach mit dem Bemerken zu erklären, daß, da es keinen praktischen Socialismus gäbe, der Kampf sich auch nur gegen die Theorie wenden könne. Allerdings hat der vollendete Socialismus noch keine praktischen Triumphe gefeiert, aber es ist unverkennbar, daß in manchen unserer Einrichtungen die Keime für eine socialistische Gestaltung des Lebens liegen. Wir haben oben ausgeführt, warum man aus der Möglichkeit der Monopole nicht auf die Möglichkeit des Socialismus schließen dürfe; bei alledem bestehen hier Verwandtschaftsverhältnisse. Die großen Staatsgewerbe, in denen hunderttausende von Arbeitern zu gemeinsamer Güterproduction vereinigt sind, kann man als Halbsocialismus bezeichnen. Das deutsche Gesetz über die Invalidenversicherung hat sogar einen stark socialistischen Beigeschmack, indem es die Production eines Bedarfsartikels (Sicherstellung gegen Siechthum) zu einem Theile der Gesamtheit überträgt. Die Anleihe, die man in derartigen Einrichtungen bei dem Arsenal des Socialismus gemacht hat, verliert freilich von ihrem ursprünglichen Charakter dadurch, daß jene halbsocialistischen Gebiete wie Inseln im Weltmeer von der Fluth des privatwirthschaftlichen Lebens umflammt werden. Immerhin schlummert in diesem unvollkommenen Socialismus

der Same für die Entwicklung zur vollendeten Form. Wenn gleichwohl unter hundert Gegnern des Socialismus neunundneunzig nichts Gefährliches in den gekennzeichneten Gebilden erblicken, so ist das unseres Erachtens in erster Linie auf den Umstand zurückzuführen, daß die erdrückende Majorität der Menschen den vollendeten Socialismus, d. h. den socialistischen Staat, für undurchführbar hält. Aus diesem Grunde glaubt man ungestraft mit dem Feuer spielen zu können. Auch wir sind der Meinung, daß der socialistische Staat unmöglich sei, aber wir halten es durchaus nicht für unmöglich, daß ein Gründungsversuch gemacht werden wird. Das Gefährliche des Socialismus besteht nicht darin, daß er neue Häuser aufbaut, sondern darin, daß er die alten niederreißt. Ein zweiter Grund für die Harmlosigkeit, mit der viele Leute den Anfängen eines praktischen Socialismus gegenüberstehen, ist in dem Gedankenfehler zu finden, welcher die Form mit dem Wesen, die Schale mit dem Kern verwechselt. Der Socialismus, der, angethan mit dem rauhen Kittel des Demokratismus, auf der Straße lärmt und ungeberdig Einlaß fordert, scheint manchem etwas ganz anderes zu sein als der Socialismus, der wie ein wohlgefiteter Jüngling an der Hand des Herrn Ministers den Salon betritt. Und doch besitzt der sog. Staatssocialismus nichts, was ihn, seinem wirtschaftlichen Wesen nach, von dem demokratischen unterscheidet. Die halbsocialistischen Einrichtungen, von denen wir gesprochen haben, sind Schöpfungen des Staatssocialismus; sie sind umgeben von bureaukratischen Formen, und dieser Umstand genügt, um ein in Ehrfurcht gegen die Bureaucratie erzogenes Volk, wie es das deutsche ist, den wahren Charakter der Sache vergessen zu lassen. Die Socialdemokraten verhalten sich zwar gegen jeden Socialismus, der von „Oben“ kommt, mißtrauisch; „die Befreiung der Arbeit“, heißt es im Gothaer Programm, „muß das Werk der Arbeiterklasse sein.“ Aber wir sind überzeugt, daß in Deutschland die Ausbreitung der socialdemokratischen Lehre durch nichts so sehr gefördert worden ist, wie durch die im letzten Jahrzehnt beliebt gewordene Manier, die halbsocialistischen Experimente und Projecte der Regierung als Mittel zur Aufrichtung der alt gewordenen Gesellschaft zu preisen.

Die Socialdemokraten sind die eifrigsten Jünger der socialistischen Lehre, und deshalb ist der Kampf gegen die Theorie des Socialismus ziemlich gleichbedeutend mit dem Kampf gegen die

Socialdemokratie. Der donnernde Schritt der socialistischen Arbeiterbataillone ruft der erschrockenen Menschheit in die Erinnerung, daß die Gesellschaftsordnung, wenn sie weiter bestehen will, sich gegen einen Todfeind vertheidigen muß. Wo ist das Mittel, welches die Welt von dem Drachen, der sie zu verschlingen droht, befreie?

Es wäre sonderbar, wenn man in Deutschland nicht versucht hätte, die Socialdemokratie mittels eines Gesetzes zu bezwingen; die Hilfe der Polizei spielt im Leben des deutschen Volkes eine zu große Rolle, als daß man sie bei Abwehr einer Unbequemlichkeit, wie sie die socialdemokratische Bewegung darstellt, glaubt entbehren zu können. Das Reichsgesetz vom 21. October 1878, betreffend die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, ist der Ausdruck jener Hoffnung geworden. Während wir dies schreiben, gilt das Schicksal des genannten Gesetzes als besiegelt: man nimmt an, daß die Regierung eine Verlängerung desselben über den 30. September 1890 hinaus nicht beantragen werde. Mag sich dies bewahrheiten oder nicht, an unserem Urtheil über das Gesetz wird dadurch nichts geändert. Die Handhabung, welche dasselbe erfahren hat, kommt auf eine Unterdrückung der socialistischen Lehre hinaus. Wir gestehen offen, daß wir es für überflüssig halten, gegen ein gesetzgeberisches Vorgehen dieser Art die Legion der zu Gebote stehenden Gründe anzuführen. Der Socialismus ist keine Sammlung von Verbrecherkniffen, sondern ein volkswirtschaftliches System; wer das nicht begreift oder wer es begreift und trotzdem die gewaltsame Unterdrückung befürwortet, dem ist nicht zu helfen. Ausschreitungen, die von Anhängern dieses Systems begangen werden, dürfen selbstverständlich nicht straflos bleiben; aber die Erreichung des Zieles, Ausschreitungen zu ahnden, bedarf keiner Ausnahmegesetzgebung, sondern ist der gemeinsame Wunsch aller ernstesten Parteien, auch der Socialdemokraten. Der einzige Milderungsgrund für die Gesetzgeber des Jahres 1878 liegt in dem Umstande, daß die Socialdemokraten durch ihr äußeres Gebahren zum Theil selber den Schein erweckten, als seien sie des Fortschreitens auf den Pfaden der Gesetzlichkeit müde. Aber man darf von den Formen einer Partei, deren Organisation und Tactik noch in den Kinderschuhen der Entwicklung steht, nicht allzuviel verlangen. Keine Partei besitzt so viel ungeschulte Führer, wie die Socialdemokratie; in Ermangelung einer genügenden Anzahl

erster Kräfte müssen für die äußere Agitation, die im Vordergrund der socialdemokratischen Propaganda steht, Geister zweiten Ranges entfesselt werden. In den Vorstellungen dieser Leute entbehrt das Volkstribunenthum der richtigen Wirksamkeit, wenn es nicht mit einer gewissen Wildheit verknüpft ist. Aber eine Sache wird dadurch noch nicht schlecht, daß sie jeweilig schlecht vertreten wird.

Indem wir den Socialismus als ein wirthschaftliches System erkennen und anerkennen, verzichten wir auf ein Universalrecept, mit dem man die Welt von der Socialdemokratie kuriren könnte. Es wird immer und unter allen Verhältnissen Menschen geben, die der gemeinwirthschaftlichen Form vor der privatwirthschaftlichen den Vorzug zugestehen. Die Vortheile, welche die letztbezeichnete Wirthschaftsform den begüterten Klassen der Bevölkerung bis tief in den Mittelstand hinein gewährt hat, sind offenkundig; man kann den Socialdemokraten nicht Unrecht geben, wenn sie meinen, daß es für die Mitglieder jener Klassen keine Kunst sei, den Socialismus als ein Uebel zu bezeichnen. Für die große Masse der Arbeiter liegt die Sache anders: bei ihr setzt die Anhänglichkeit an das privatwirthschaftliche System einen hohen Grad von Einsicht und Selbstzucht voraus. Das mögen diejenigen bedenken, welche so gern gegen den störrigen Troß der Arbeiter bramarbasiren. Die Vorwürfe, die gegen die heutige Gesellschaftsordnung geschleudert werden, sind nicht insgesammt aus der Luft gegriffen, sondern zu einem wesentlichen Theil berechtigt. Wir wollen die Grundlagen dieser Ordnung bewahrt wissen, aber wir wollen nicht alles mit in den Kauf nehmen, was Unverstand oder Egoismus auf jenen Grundlagen gezeitigt haben. Es gilt, den Arbeiter für das Princip der Privatwirthschaft in höherem Grade zu interessiren, als dies bis jetzt der Fall gewesen ist, es gilt, das privatwirthschaftliche System in seiner Reinheit zur Anwendung zu bringen. Die Auswüchse, welche letzterem anhaften, liefern das Material für die socialistische Agitation; die Beseitigung der Auswüchse ist Aufgabe der Gegenagitation.

Wir können hier nur mit ein paar Strichen die Richtung zeichnen, in welcher das Werk der socialen Reform sich unseres Erachtens bewegen muß.

Der Besitz an äußeren Gütern ist nicht nur ein Recht, sondern auch ein Amt, über dessen Verwaltung der Einzelne der Gesellschaft Ehrlieh. Der Kampf gegen die Socialdemokratie.

Rechnenschaft schuldig ist. Eine rücksichtslose Anwendung der wirtschaftlichen Machtmittel führt zur Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Das Eigentumsrecht verleihet die Befugniß, eine Sache zu gebrauchen und zu mißbrauchen; die privatwirtschaftliche Lebensordnung will den Gebrauch ermöglichen, aber den Mißbrauch durch die Volkssitte brandmarken. Die öffentliche Meinung ist eine so ungeheure Macht, daß es wenige giebt, die ihr ins Antlitz zu schlagen wagen, aber nicht die öffentliche Meinung, welche gemacht und gegängelt wird, welche nach Orden und Ehrenstellen schießt, sondern die öffentliche Meinung eines freien Volkes. An diesem Punkte fließen sociale und politische Reform in einander. Die Demokratie ist die einzige Staatsform, durch welche die Socialdemokratie überwunden werden kann, denn nur sie vermag aus sich heraus den wirtschaftlichen Regulator zu schaffen, dem alle gehorchen, weil er dem Zusammenwirken aller entsammt. In einem Volke, welches das Gut der Selbstverwaltung errungen hat und durch diese für die Auffassung geschult ist, daß über allem privaten Gewinn der gemeine Nutzen steht, wird die Gewohnheit, Opfer zu bringen, die Gesamtheit durchdringen. Wir sind heutzutage noch unendlich weit entfernt von einem Zustande, der annähernd die gestellte Forderung erfüllt. Tausende glauben den Beweis für die Zulässigkeit einer Maßregel erbracht zu haben, wenn sie den Nachweis liefern, daß diese Maßregel ihnen persönlich Vortheil bringe; der Gedanke, daß man unter Umständen auf persönliche Vortheile verzichten müsse, würde sie verblüffen. Wenn die Socialdemokraten einwerfen, daß zu der idealen Auffassung, welche wir verlangen, der „Bourgeois“ sich niemals aufschwingen werde, so müssen wir erwidern, daß unsere Forderung immer noch leichter erfüllbar erscheint als die Voraussetzung derjenigen Aenderungen, welche der Socialismus der menschlichen Natur ansinnt. Daß uns der Bannfluch derer, welche in Vorstehendem ein Attentat gegen das Königthum erblicken, nicht schreckt, brauchen wir nicht zu versichern; die Monarchie kommt wahrscheinlich bei uns sehr viel besser weg, als bei den Priestern des Gottesgnadenthums.

Der Bethätigung der privaten Kräfte muß im Staate der weiteste Spielraum gegeben werden, jede künstliche Fessel, und mag sie einzelnen Ständen noch so heilig erscheinen, muß weichen. In dieses Gebiet fällt die Freizügigkeit sammt den Einrichtungen,

welche dem Arbeiter die Ausnutzung des Freizügigkeitsrechtes ermöglichen. Es gehört des Weiteren dahin die Beseitigung aller Privilegien und Vorrechte, welche eine Summe wirthschaftlicher Mittel der Gesamtheit zu Gunsten Einzelner entziehen; die Abschaffung aller Einrichtungen, welche nach Art der Familien-Fideikomisse das Latifundienthum begünstigen und den Strom der wirthschaftlichen Güter in falsche Kanäle zwingen; vor allem aber gehört hierher die Anerkennung der Ehre der Arbeit. Wenn erst der Gedanke in Fleisch und Blut der Menschen übergegangen sein wird, daß nicht der Majoratsherr, der sein Leben mit nobelen Passionen ausfüllt, sondern der arbeitsame Bürger zu den Edelsten des Volkes gehört, dann wird auf der freien Bahn, die jeder Entwidlung offen steht, die Gelegenheit des Gewerbes nnd Erwerbes, die Möglichkeit der richtigen Berufswahl, die Fähigkeit, aus der wirthschaftlichen Abhängigkeit zur Stufe des selbständigen Produzenten emporzugelangen, eine hundertfach gesteigerte sein.

Wir erklären im Gegensatz zu den Socialisten die Unternehmer für eine nützliche Klasse von Menschen im Staatsorganismus, aber es folgt nicht im Mindesten aus dem privatwirthschaftlichen System, daß der Arbeiter dem Unternehmer auf Gnade und Ungnade überliefert sei. Es giebt ein Mittel, welches die Arbeiter zu gleichberechtigten und gleichbedeutenden Faktoren im Productionsproceß macht, die Organisation. Welche Rolle die Vereinigung der Arbeiter noch einmal spielen wird, läßt sich im Einzelnen nicht voraussehen; daß die Tragweite der Durchführung des Coalitionsprinzips eine gewaltige, für die Vermögensvertheilung ausschlaggebende werden wird, ist unsere feste Ueberzeugung. Es liegt kein Anlaß für die Unternehmer vor, über diese Aussicht zu erschrecken; nach den üblichen Zuckungen wird das richtige Verhältniß gefunden werden, weil beide Theile an der Richtigkeit desselben interessirt sind. Aber denjenigen Unternehmern, welche gegen die Arbeiterorganisationen ankämpfen, möchten wir eins bemerken. Wenn sie glauben, daß die Frage lautet: Arbeiterorganisation oder patriarchalisches Verhältniß? so irren sie sich. Die Alternative heißt: Organisation oder Absinken zur Socialdemokratie. In welchem Maaße die Verständnißlosigkeit einer Reihe von Arbeitgebern schon jetzt für die Socialdemokratie die Agitationsarbeit besorgt hat, ist hinreichend bekannt. Wer der Ansicht huldigt, daß die Arbeitervertretungen

nichts als Hochschulen für die Socialdemokratie abgeben würden, haftet an der Oberfläche der Erscheinung. Je mehr die Organisation zur Erreichung ihres ökonomischen Zieles erstarkt, umso stärker bindet sie den Arbeiter an die bestehende Gesellschaftsordnung.

Wir müssen uns auf diese Andeutungen beschränken. Zum Schluß wollen wir noch bemerken, daß wir die Mitwirkung der Staatsgewalt bei Herbeiführung der socialen Reformen keineswegs ablehnen. In zahlreichen Fällen ist der Eingriff des Staats in die Einzelwirthschaft geboten. Ein Volk, welches die freie Privatthätigkeit zur höchsten Entfaltung bringen will, wird nur in jedem Falle sorgfältig zu prüfen haben, ob nicht die Staatshilfe eine Schwälerung der Eigenkraft des Individuums zur Folge haben werde.

Wenn die begüterten Klassen zu ihrem Theile dazu beigetragen haben werden, die Schäden, welche zufällig, aber nicht nothwendig mit dem privatwirthschaftlichen System verknüpft sind, zu beseitigen, wird auch die theoretische Bekämpfung der socialistischen Lehre ihre Früchte tragen. Dann wird man mit größerem Recht, als heute, sagen dürfen: Den Socialismus erkennen heißt ihn bekämpfen.







